

Dezember 12/2017

Aus dem Inhalt

Christian Hennecke
„Und wir haben seine Herrlichkeit geschaut“ 353

Christian Hennecke
Warum Kirche die Krankenhauseelsorge braucht 355

Peter Abel
Taufe erleben 362

Dank und Willkommen 366

Axel Hammes
Ein begnadeter Prediger 366

Rudolf Laufen
Grundelemente heutiger katholisch-theologischer Ethik 372

Erich Garhammer
Leben heißt schuldig werden 376

Rezensionen 380

P. Hüster/H. Hobelsberger/A. Hellwig (Hrsg.):
Christliche Organisationskultur prägen
S. Karl/H.-G. Burger (Hrsg.):
Religion(en) im 21. Jahrhundert

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21,
31134 Hildesheim | Diakon Dr. Peter Abel, Neue Straße 3,
31134 Hildesheim | Spiritual Dr. Axel Hammes, Collegium
Albertinum, Adenauer Allee 17-19, 53111 Bonn | Dr. theol.
Rudolf Laufen, Paulusstraße 14, 40237 Düsseldorf | Prof. Dr.
Erich Garhammer, Schönleinstraße 3, 97080 Würzburg

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7,
52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,
49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32,
50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin |
Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21,
31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und
Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001,
Fax (0221) 1642-7005,
E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104,
50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Christian Hennecke

„Und wir haben seine Herrlichkeit geschaut“

Lange und oft habe ich über die letzten Sätze des Johannesprologs nachgedacht: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit geschaut“ (Joh 1, 14). Und es geht nicht um die Krippe, es geht nicht um die Menschwerdung. Es geht um uns, um heute, um hier. Und es geht um die Frage, was die „Seele“ aller gestrigen, heutigen und morgigen Kirchenerfahrung ist: um die erfahrbare Gegenwart des Herrn inmitten unseres Lebens. Denn das ist die unermessliche Attraktivität des Volkes Gottes und ihre Zukunftsverheißung, die schon etwas geheimnisvoll beim Propheten Sacharja ausgesprochen wird: „In jenen Tagen werden zehn Männer aus Nationen aller Sprachen einen Mann aus Juda an seinem Gewand fassen, ihn festhalten und sagen: Wir wollen mit euch gehen, denn wir haben gehört: Gott ist mit euch“ (Sach 8, 23).

Das befreit jede Kirchenentwicklung von falschen Fragen, und mutet zugleich auch einiges zu. Offensichtlich ist ja die eigentliche Zumutung, dass nicht Verfestigung von Strukturen, die Anzahl von Priestern und hauptberuflichen Personal, das Vorhandensein von Gebäuden und Einrichtungen, das Erstellen von pastoralen Strategien eine Zukunftsantwort ist – sondern die geschenkte und beschenkende Erfahrung der Gegenwart des Geistes Christi inmitten der Jünger. Es ist verständlich, eine solche Erfahrung in Strukturen und Gestalten fi-

xieren zu wollen, aber die derzeitige Umbruchsituation der Kirche hilft uns verstehen, dass eine solche Fixierung riskiert, die Gestalt mit dem Inhalt zu verwechseln.

Lassen wir uns umgekehrt auf den Lebensvollzug ein. Das Wohnen Gottes unter den Menschen, seine Gegenwart inmitten des Volkes Gottes kennt einen Entwicklungsweg, der von der Bundeslade über den Tempel bis zur Menschwerdung reicht, dann aber in Tod und Auferstehung eine neue Radikalisierung und Tiefe erhält. Überall dort, wo Menschen in seinem Geist versammelt sind, realisiert sich die neue Welt des Volkes Gottes. Damit wird der Weg frei für eine Perspektive, die gar nicht so neu ist – aber aufregend.

Überall dort, wo in Menschen das Wort Fleisch wird, wo der Geist spürbar wirkt und Menschen sendet und verbindet, wächst Kirche von innen, und wächst zugleich in die Welt hinein. Es ist eine Erfahrung, die nicht unbedingt „religiös“ oder „liturgisch“ sein muss, aber relevant. Sie ist immer ein Geschenk an die Welt, denn hier wächst inmitten der Freude und inmitten des Leides der Menschen eine Form des Miteinanders, in der etwas von der Herrlichkeit Gottes erfahrbar wird. Sie kann überall wachsen, und sie ist liquide, und damit adaptionsfähig in den unterschiedlichen Milieus und Situationen des Lebens.

Sie kehrt das Verhältnis von Struktur und Lebendigkeit der Kirche um. Sie kehrt auch die Gefangenschaften um, in die viele sich begeben. Also zuerst: Die Strukturen, die Bekenntnisse, die Verantwortungsträger und Hauptberuflichen – sie alle haben eine spannende Rolle; sie sind Skelett für das Leben dieses Leibes, das immer im Wachsen und Sich-Verändern ist, auch im Sterben und Siechen. Ein spannendes Bild. Es passt natürlich nicht ganz, denn es geht hier noch um mehr: Das Skelett ist zugleich auch die tragende Gestalt, durch die immer wieder neu das lebendige Wort Gottes und die lebensspendende Geistgegenwart Got-

tes in den sakramentalen Handlungen das Werden und Wachsen des Leibes ermöglichen. Dazu wird das Skelett wesentlich und unaufgebar gebraucht, denn nur von Gottes Geist her nährt sich der Leib, sonst verfällt er.

Aber: ist dieser Geist geschenkt, beseelt er den Leib, dann wächst die Erfahrung des Reiches Gottes, und verdichtet sich – mal beständiger und mal liquider – in vielfacher Weise, immer wieder neu: charismatisch, eventhaft, beständig, leidenschaftlich zeigt sich in immer neuen Weise das fleischgewordene Wort. Dort, wo Liebe gelebt wird, wo leidenschaftliche Hingabe in den Fragen und Herausforderungen sich ereignet, wo Familie gelebt wird, wo neue Formen neben gewachsenen Gestalten des Kircheseins wachsen, da wird die Herrlichkeit Gottes auf dieser Welt erfahrbar.

Es ist eine spannende und spannungsvolle Vielfalt an Formen und Gestalten, die im Geist Christi ihre Einheit findet – und nirgends sonst. Das ist kein Wunder, reflektiert es doch die dreifaltige Lebenswirklichkeit Gottes. So erscheint die ganze Kirche als „das von der Einheit des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes her geeinte Volk“ (Lumen gentium 4).

Es gibt nicht die eine Wirklichkeit der Kirche in vielfältigen inkompatiblen Formen – oft vielfach fremd. Aber dennoch gilt auch: Wenn wir uns im Geist treffen, könnten wir entdecken, dass die verschiedenen Formen und Heimaten des Glaubens zwar nicht zueinander passen, aber alle sich nach jenem Geist sehnen, der Beziehung stiftet. Wie sollte Herrlichkeit anders erfahrbar werden als in jenem Wunder der Gegenwart Gottes unter den Völkern und Kulturen.

Liebe Leserinnen und Leser,

das Thema „Krankenhauspastoral ist für Generalvikariatsrat **Dr. Christian Hennecke** aus Hildesheim nur ein Fallbeispiel für eine eher revolutionäre Sicht auf Pastoral und Ekklesiology. Denn er denkt beides weder von den Strukturen noch vom Amt her, sondern von der Sendung im Sinne des Auftrags und von den Menschen her, denen es zu dienen gilt. Ein Leitadjektiv lautet „liquide“. „Verflüssigung“ aber meint hier nicht Preisgabe, sondern Ermöglichung des Wesenskerns von Kirche und Pastoral.

Der Rede von den „Getauften“ verleiht Diakon **Dr. Peter Abel** von der Arbeitsstelle für pastorale Fortbildung und Beratung in Hildesheim durch Anknüpfung an die Riten der Eingliederung von Erwachsenen in die Kirche ein markantes und lebensrelevantes Profil.

Pfr. Dr. Axel Hammes, Spiritual des Collegium Albertinum in Bonn sowie Dozent für Verkündigungstheologie am Priesterseminar Köln, leitet aus den Anfängen des Ersten Korintherbriefs im wahrsten Sinne des Wortes eine „Maßgabe“ ab für das, was wahre „Predigtkunst“ bedeutet.

Auf der Basis der Unterscheidung zwischen Welt- und Glaubensethos bzw. Gutheit und Richtigkeit entwickelt **Dr. Rudolf Laufen**, Dogmatiker und früherer stellv. Leiter des Lehrerfortbildungsinstitutes in Mülheim, Grundelemente dessen, was heute verantwortungsvoll eine katholisch-theologische Ethik zu sagen hat.

Prof. Dr. Erich Garhammer, Lehrstuhlinhaber für Pastoraltheologie an der Uni Würzburg, stellt den Kulturpreisträger der deutschen Katholiken, den Schriftsteller Ralf Rothmann, mit eindrucklichen Beispielen von dessen Bearbeitung des Themas Schuld vor. Vielleicht für die eine oder den anderen eine Geschenkkempfehlung zum Weihnachtsfest.

Zu diesem wünsche ich Ihnen, wie üblich mit meinem Schlussgedicht, von Herzen den Segen des Menschgewordenen und grüße Sie herzlich

Ihr



Gunther Fleischer

Warum Kirche die Krankenhauseelsorge braucht

Die ekklesiologische Relevanz der Krankenhauseelsorge für die Zukunft der Pastoral

Krankenhauseelsorge steht in einem brisanten kirchenpolitischen Kontext. Solange man in der Fülle einer reichen Kirche immer wieder neue Felder der Seelsorge professionell erschloss und somit der wachsenden Differenzierung der Gesellschaft und ihren wachsenden Herausforderungen in der Sorge um den Menschen Rechnung tragen konnte, wuchsen sogenannte kategoriale Felder der Seelsorge – und wurden schnell zu exponierten Orten der Kirche und ihrer Heilssorge. Das änderte sich in dem Moment, wo die unselige Rede vom Kerngeschäft erfunden wurde – und doch etwas ganz anderes gemeint war. Denn in den ersten strukturellen Sparrunden schien es vor allem um eines zu gehen: Das Modell einer für normativ gedachten Gemeindepastoral sollte um jeden Preis erhalten werden, und deswegen problematisierte man auf einmal die kategorialen Felder, und mutmaßte zugleich eine Verweltlichung der Kirche in diesen Bereichen. Ich habe noch die Diskussionen um die Katholizität katholischer Kindergärten im Ohr und ihre unsäglichen Kriterien, die letztlich die Werthaftigkeit einer katholischen Einrichtung an ihrer Verkirchlichungspotentialität orientierte – und gemeint war immer: Was nützt das der Gemeinde.

Und weil „Kategorie“, weil Einrichtungen und Sonderseelsorge nicht zum Kern der Seelsorge gehörten und diese wiederum auf Gemeinde zurückreduziert wurde, wurden Kampfgräben geschaffen – und gleich-

zeitig setzte eine Erblindung ein: Kirche wurde Gemeinde, und man verlor aus den Augen, worum es eigentlich geht.

Und damit sind wir mitten im Thema der ekklesiologischen Relevanz. Im Blick auf die Krankenhauseelsorge, aber nicht nur auf sie, wird deutlich werden, dass gerade im Blick auf eine Neukonstitution ekklesiologischen Denkens zum einen die bisherigen Kampfgräben nicht weiterführen, zum anderen aber die Reduktion der konziliaren Ekklesiologie auf eine bestimmte Sozialformatierung überholt ist. Und im Gegenteil gilt: Gerade die derzeitige Kulturkrise kirchlichen Lebens verweist auf eine neue Orientierung am Ursprung, auch am Ursprung der Kirche.

Sendung als Ursprung

Und dann ist eines mehr als deutlich. Krankenhauseelsorge ist nicht optional, ist kein kategoriales Feld, das man besetzen könnte, wenn man genug Geld hat. Kranke und Leidende stehen immer im Mittelpunkt – sie sind das wesentliche Merkmal des anbrechenden Reich Gottes. Wenn Jesus von diesem Reich spricht, dann öffnet er die Wirklichkeitswahrnehmung auf die heilende Gegenwart Gottes. Wenn Johannes und Petrus einen Kranken heilen, dann verweisen sie auf die Gegenwart des Auferstandenen, in dessen Kraft Heilung geschieht. Das wurde für die Christen der normative Horizont für alles Handeln an den leidenden und kranken Menschen. Christen werden – nicht exklusiv – geradezu daran erkannt, dass sie „gute Samariter“ sind: sich zum Nächsten machen, sich ausrichten auf das, was der Andere braucht, und dann alles dafür zu tun. Das wunderte schon die Zeitgenossen. Und nicht umsonst ist die Sorge für die Kranken und Leidenden ein Werk der Barmherzigkeit. Das heißt ja nichts anderes, als dass Krankenseelsorge immer schon Ausdruck der Authentizität des Christseins war – und sich bald institutionalisierte.

Spannend ist dabei das „Wie“. Es war in der Regel charismatische Leidenschaft Einzelner und von Gemeinschaften, die zu Hospizen und ersten Krankenhäusern führte. Wie viele Ordensgemeinschaften erwuchsen aus den konkreten Charismen von Frauen und Männern. Man denke an die Camillianer im Mittelalter oder an die Vinzentinerinnen im charismatisch aufgeladenen 19. Jahrhundert – immer und in jeder Zeit und an vielen Orten und allen Kulturen. Das macht auch deutlich: Charisma steht nicht gegen Institutionalisierung, sondern gründet sie, auch im Krankenhausbereich. Immer sind es konkrete Herausforderungen – wie etwa für Mutter Teresa die Straßen von Kalkutta oder heute die Flüchtlinge –, die den Geist erwecken samt seiner institutionellen Intelligenz.

Sendung zum Heil – der Grundzug konziliarer Ekklesiologie

Und in dieser Perspektive wird auch die Ekklesiologie des II. Vatikanum neu fokussiert. Fulminant bleibt Lumen Gentium: *„Christus ist das Licht der Völker ... Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit. Deshalb möchte sie das Thema der vorausgehenden Konzilien fortführen, ihr Wesen und ihre universale Sendung ihren Gläubigen und aller Welt eingehender erklären“* (LG 1).

Kirche beschreibt sich von ihrer universalen Sendung her. Sie beschreibt sich in Vollzügen, die dieser Sendung dienen: dem Heil der Menschen, ihrer Sammlung in der heilsamen Einheit Gottes. Gemeint ist eben nicht die Sammlung in einer Gemeinde, sondern die sammelnde Sendung. Denn das Konzil denkt nicht sozialformorientiert, sondern eben sendungsorientiert vom Einstimmen in die Sendung, der Einzelnen wie der Gemeinschaft. Es ist – wie die Anglikaner glücklich formulieren – eine „mission shaped church“.

Dann aber wird der weite Atem dieser Ekklesiologie noch deutlicher. Communion denkt das Konzil eben nicht von einer engen Gemeinschaftsideologie, sondern von einer geistgewirkten Vielfalt und Perspektive her: *„Der Geist wohnt in der Kirche und in den Herzen der Gläubigen wie in einem Tempel (vgl. 1 Kor 3,16; 6,19), in ihnen betet er und bezeugt ihre Annahme an Sohnes statt (vgl. Gal 4,6; Röm 8,15–16.26). Er führt die Kirche in alle Wahrheit ein (vgl. Joh 16,13), eint sie in Gemeinschaft und Dienstleistung, bereitet und lenkt sie durch die verschiedenen hierarchischen und charismatischen Gaben und schmückt sie mit seinen Früchten (vgl. Eph 4,11–12; 1 Kor 12,4; Gal 5,22)“* (LG 4).

Gemeinschaft entsteht eben nicht durch Integration in Vorfindliches, sondern erwächst in je neuen Weisen dadurch, dass der Geist die Gemeinschaft Schritt für Schritt führt – und es gilt darauf zu achten, dass das immer neue Werden der Gemeinschaft sich von der Dienstleistung her bestimmt – von dem konkreten Hineingehen in die Sendung. Und im Mitgehen mit dieser Sendung, das Reich Gottes zu enthüllen, mit aller Tatkraft, gründet sich Kirche. Mit den Worten des Konzils: *„Das Geheimnis der heiligen Kirche wird in ihrer Gründung offenbar. Denn der Herr Jesus machte den Anfang seiner Kirche, indem er frohe Botschaft verkündigte, die Ankunft nämlich des Reiches Gottes, das von alters her in den Schriften verheißen war: „Erfüllt ist die Zeit, und genahet hat sich das Reich Gottes“ (Mk 1,15; vgl. Mt 4,17). Dieses Reich aber leuchtet im Wort, im Werk und in der Gegenwart Christi den Menschen auf“* (LG 5).

Eine solche Sendungsperspektive orientiert sich am jeweiligen Adressaten, an allen Menschen, denen wir begegnen. Deswegen gelingt die Übersetzung von Lumen Gentium als Ekklesiologie der Sendung in Gaudium et Spes auch so brillant: *„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen*

und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände. Ist doch ihre eigene Gemeinschaft aus Menschen gebildet, die, in Christus geeint, vom Heiligen Geist auf ihrer Pilgerschaft zum Reich des Vaters geleitet werden und eine Heilsbotschaft empfangen haben, die allen auszurichten ist (GS1)."

Eine bessere ekklesiologische Gründung der Krankenhauspastoral ist wohl schwierig zu finden.

Franziskanische Zuspitzungen

Doch! Die Rezeption des II. Vatikanum und seiner Ekklesiologie führt durch vielerlei Wirren. Aber dennoch wird gerade in seiner lateinamerikanischen Perspektive auf dem Hintergrund der kirchlichen Varianten einer basiskirchlichen Ekklesiologie noch einmal zugespitzt, dass es eben nicht um den Erhalt von Sozialformen geht, sondern geradezu umgekehrt: *„Mir ist eine „verbeulte“ Kirche, die verletzt und beschmutzt ist, weil sie auf die Straßen hinausgegangen ist, lieber, als eine Kirche, die aufgrund ihrer Verslossenheit und ihrer Bequemlichkeit, sich an die eigenen Sicherheiten zu klammern, krank ist. Ich will keine Kirche, die darum besorgt ist, der Mittelpunkt ... Ich hoffe, dass mehr als die Furcht, einen Fehler zu machen, unser Beweggrund die Furcht sei, uns einzuschließen in die Strukturen, die uns einen falschen Schutz geben, in die Normen, die uns in unnachsichtige Richter verwandeln, in die Gewohnheiten, in denen wir uns ruhig fühlen, während draußen eine hungrige Menschenmenge wartet und Jesus ihnen pausenlos wiederholt: „Gebt ihr ihnen zu essen!“ (EG).* Papst Franziskus macht noch einmal deutlich, dass Sozialformen sich aussetzen müssen, sich riskieren müssen, sich verlieren müssen, um sie selbst zu sein. Es

geht weder darum, eine „Komm-her“ noch eine „Geh-hin-Kirche“ zu sein – sondern Kirche deswegen, weil sie sich in der Sendung entäußert. Der Papst fokussiert diese kenotische Perspektive der Dienstleistung in radikalen Bildern: *„Das ist die Sendung der Kirche: die Kirche, die heilt, die pflegt. Einige Male habe ich von der Kirche als von einem ‚Feldlazarett‘ gesprochen. Das ist wahr: Wie viele Verwundete gibt es doch, wie viele Verwundete! Wie viele Menschen bedürfen der Heilung ihrer Wunden! Das ist die Sendung der Kirche: die Wunden des Herzens heilen, Türen öffnen, befreien, sagen, dass Gott gut ist, dass Gott alles vergibt, dass Gott Vater ist, dass Gott zärtlich ist, dass Gott uns immer erwartet ...“.*

Der Charme der Ortskirche

Katholisch Kirche sein bewahrt vor Verengungen. Aber nur dann wenn man Katholizität ernst nimmt, und nicht auf eigene Geschmacksrichtungen reduziert. Dann löst sich eine isolierte Sozialformorientierung wie von selbst auf. Die „eine, heilige, katholische und apostolische Kirche“ ist weiter, ist mehr – und es ist die Illusion einer Pastoralplanung und Alltagspastoral, wenn suggeriert wird: Kirche sei machbar und Gemeinde könnte einfach bewahrt werden. Nichts ist falscher als das. Wenn wir theologisch von der sakramentalen Grundgestalt der Kirche sprechen, dann meinen wir ja gerade das, dass Kirche eben nicht zuerst das Ergebnis pastoraler Bemühungen um Gemeinschaft ist, sondern dass es wesentlich ein Geschehen des Geistes ist, das Menschen zusammenfügt. Natürlich geschieht das nicht ohne Mühen. Durch eine angemessene Strategie und Werkzeuge, durch Professionalität und Vision lässt sich ein Raum eröffnen, in dem sich ereignen kann, was geschenkt werden will: dass Gott Menschen heilend sammelt, in unterschiedlichsten Formen und Wegen, in „Gemeinschaft und Dienstleistung“, wie LG 4 beschreibt.

Der Referenzrahmen dieser „Kirchlichkeit“ ist dann aber nicht eine scheinbare Normform, eine Gemeindewesentlichkeit, sondern die Ortskirche, das Bistum – und gerade das öffnet den Raum für die unterschiedlichsten fluiden Ausdrucksformen des heilenden Sammlungswillens Gottes.

Damit wird zugleich deutlich, wozu die Strukturen und Institutionen der Kirche theologisch und damit praktisch da sind. Es geht nicht darum, sich mit ihnen zu identifizieren, und es geht in keiner Weise darum, sie mit Kreativitätsanmutungen zu überlasten, als wären sie für die Erneuerung der Kirche verantwortlich zu machen. Nein, dazu gibt es diese Strukturen nicht. Gerade die ortskirchliche Verfasstheit der Kirche macht das deutlich. Denn sie zeigt sich als orientierender und identitätsstiftender Raum der Ermöglichung. Kirche ist nicht eine Form, etwa die Gemeinde – *Communio* ist nicht als Kerngemeinde zu deuten, als kleine Gruppe von auserwählten Christen, sondern die liquide und netzwerkartig geformte Vielfalt der Gestalten einer leidenschaftlichen Sendung im Dienst an den Menschen. Insofern sichert die Struktur demütig ab, was der Geist Gottes heute bewegt. Mindestens ist das ihre Aufgabe.

Ob sie diese immer so erfüllt hat? Natürlich kann man sich das angesichts der Fragen um die scheinbare Normgestalt der Gemeinde kritisch fragen. Aber zur Entschuldigung ist zu sagen: Der Wandel, der sich ereignet, ist sehr tief – und die Normierung, die sich auflösen muss, war sehr nachhaltig. Das volkskirchliche und milieuhafte geprägte Paradigma des Kircheseins zentriert Christsein auch in seiner nachvaticanischen Entwicklung auf gemeindliche Vollzüge und verwechselte unter der Hand Evangelium und Kirche. Es sollte um die persönliche Gottesbeziehung gehen, aber wichtig wurde das Mitmachen in der Gemeinde. Dieser Verwechslung ist es zu verdanken, dass kategoriale Felder, obwohl sie als unmittelbar Antwort auf gesellschaftliche Herausforderungen waren, und katho-

lische Einrichtungen seitdem unter einem Zustimmungsvorbehalt standen: Führen sie Menschen wirklich zum Evangelium und wirkt sich das auf die Lebendigkeit der Gemeinden aus?

Aber eigentlich war es genau andersherum: Nachdem sich Caritas, Schule und kategoriale Felder aus dem Horizont der Pfarrgemeinden herausgelöst hatten, wurden sie immer mehr der Ausdruck für eine milieusensible und adressatenorientierte Pastoral, die sich in den Dienst der Sehnsüchte und Bedarfe, der Freude und Hoffnung, der Trauer und Angst der Menschen stellte. Und damit wurde das Evangelium hier berührbarer, erfahrbarer und inkulturierter als vielfach in den Gemeindeformationen.

Diese These lautet: Möglicherweise zeigt sich in der Vielfalt der kategorialen Felder und ihrer Sozialraum- und Adressatenorientierung schon ein prophetischer Vorläufer einer sendungsorientierten Pastoral, der es nicht um den Erhalt der Sozialform geht, sondern in denen die konkrete Sendung und das Sich-Einlassen auf den Menschen im Vordergrund stehen.

Allerdings gab es in diesem Prozess auch einen entscheidenden Nachteil: Während einerseits die Rede von der Gemeinschaft der Glaubenden auf die Erfahrungen in Gemeindekontexten reduziert wurden, zeigte sich in den kategorialen Feldern, dass sie – in der Dialektik zu dieser einseitigen Normierung – keine Kreativität im Blick auf ihrem Handlungsfeld angemessene Formen der Gemeinschaftsbildung entwickelten. Kurz: Entweder machte man in einer Gemeinde mit – oder man engagierte sich an den Peripherien und in den Herausforderungen der Gesellschaft.

Postmoderne Liquidität

Diese Entwicklungen führten in den vergangenen Jahrzehnten zu einer geheimen

oder offenen Dialektik zwischen Kategorie und Territorium. Sie wird heute zunehmend obsolet. Denn die Zeiten haben sich geändert. Der selbstverständliche Rahmen der Zugehörigkeit zur Kirche ist abgeschmolzen. Wir leben in einer Gesellschaft und in einer Kirche der Freien. Die Menschen, die sich einlassen auf das Evangelium und den christlichen Glauben, tun dies als Freie, die selbständig ihrer Sehnsucht nachgehen; die Qualität zu unterscheiden wissen und wählen oder abwählen; die authentische Quellen suchen und weggehen, wenn das Angebot ihrem Wunsch nicht entspricht. Die Zeiten fordern also eine Konsequenz: Es kann keinen einen passenden Raum für alle geben, zumal eben jede und jeder seinen Glaubensweg und den Rhythmus seiner inneren Bewegungsprozesse selbst bewertet und nachgeht.

Die Folgen sind klar: Alles zielt auf eine Vervielfältigung von kirchlichen Lebensräumen. Es wachsen neue Formen von Gemeinden und neue Andockpunkte für das Evangelium dann, wenn man sich einlässt auf die Fragen und Bedürfnisse von unterschiedlichsten Adressaten. Und so unterschiedlich sie sind, so unterschiedlich fallen die Werdeprozesse kirchlicher Wirklichkeiten aus. Das wirkt sich auch aus auf das Verständnis gemeinschaftlicher und gemeindeartiger Sozialformen. Gemeinschaft, das meint nicht mehr die feste und vertraute Versammlung der Engagierten und Sonntagskirchgänger, die sich dann in Gruppierungen weiter treffen – sondern wird neu verstanden von ihrer tiefsten Wurzel her: Gemeinschaft ereignet sich, spontan und gnadenhaft, als vorübergehendes und doch tief prägendes Geschenk der Gegenwart des Geistes Gottes, der Menschen – so unterschiedlich wie bunt – verbindet zum Volk Gottes. Und interessanterweise sind eben solche Gemeinschaften am wachsen, in denen Räume für solches Geschenk der Gemeinschaft inszeniert und eröffnet werden. Genau das aber ist ja auch mit der Rede von einer sakramentalen Grundgestalt der Kirche gemeint. Von

diesen Erfahrungen lässt sich auch neu die Rede von Sakramentalität erschließen: Sie meint dann nämlich gerade jene Gemeindeform, die sich nicht selbst erklärt aus den netten Menschen, die sich schon immer kennen – sondern macht Ernst mit der Erfahrung, dass Gemeinschaft im Glauben sich schenkt und Menschen verbindet, die „aus allen Völkern zu einem Volk werden“.

Dann aber wird der Blick auf die Kirche neu, weil sich die ortskirchliche und auch die pfarrliche Struktur in einem neuen Licht zeigen: Sie sind keine Vereinnahmungsstruktur mit normativen Ansprüchen, sondern Ermöglichungsraum für das kreative Werden einer Kirche in der Vielfältigkeit ihrer Gemeinschaften und ihrer radikalen Sendung zu den Menschen unserer Zeit. Diese vielfältigen Formen der Sendung in Dienstleistung und Gemeinschaft lassen sich eigentlich nicht mehr nach den althergebrachten Mustern von Kategorie und Territorialgemeinde fassen – es geht um ein vielfältiges und fluides Netzwerk kirchlicher Lebens- und Zeugnisformen, unterschiedlicher Liturgien, unterschiedlicher Initiativen und Gemeinden. Ein solches Verständnis hat Konsequenzen – auch für die Krankenhauseelsorge.

Kopernikus reloaded

Wie kommt Krankenhauseelsorge in diesem herausfordernden Umdenkprozess zu stehen? Wie wirkt sich der Transformationsprozess der Kirche in einer postmodernen Formation der Gesellschaft auf die Rolle der Krankenhauseelsorge aus? Ein umstürzender Vorgang aus der Geschichte hilft zu verstehen. Nikolaus Kopernikus hatte in seiner Zeit eine provozierende Entdeckung zu verkünden – mit theologischer Brisanz. Bis dahin konnte man denken und begründen, dass die Erde der Mittelpunkt des Universums sei. Und eine Auslegung der Schöpfungsgeschichte, die den Menschen zur Krone der Schöpfung sieht, legt eine solche Perspektive noch näher.

Aber es war ja nicht so. Und von einem Mittelpunkt des Universums reden wir heute nicht mehr. Dass aber die Sonne im Mittelpunkt unseres Planetensystems ist – und die Erde „nur“ einer der Planeten, wenn auch ein besonderer, das ist heute klar.

Ähnliches spielt sich im Kontext unseres Nachdenkens über die Kirche und ihre Gestalt ab. Bis vor kurzem galt – wenn auch nicht theologisch, so doch mit hoher Prägekraft – die Gemeinde und ihr klassisches Sozialisationssetting (Kindertaufe, Kommunion, Firmung und Gruppen) als die innere Mitte und das normative Woraufhin gelungenen Christseins. Und die meisten pastoralen Bemühungen gehen davon aus, dass man so die Kirche zusammenhalten kann. Das stimmt schon länger nicht mehr – und es gelingt nur mit einer problematischen Abwertungsrhetorik, diese Zentrierung auf Gemeinden aufrecht zu halten. Die Wertehierarchie reicht vom vielfachen Ehrenamtlichen zu denen, die nur am Sonntag zur Kirche gehen, und führt weiter über Kasualienfromme und treue Kirchenferne hin zu denen, die nur eine Dienstleistung wollen, aber gar nicht mehr glauben. So wird das pfarrgemeindliche Universum aber von einem falschen Zentrum aus kalibriert. Denn in der Mitte dieses Universums steht eben nicht (mehr) die Gemeinde (und hat sie theologisch auch nie gestanden), sondern Christus – oder weniger ambivalent fromm und weniger ärgerlich unangreifbar theologisch formuliert: In der Mitte von allem Nachdenken über die Zukunft der Kirche steht keine Sozialform, sondern ein geschenkter Raum der Beziehung, steht die Erfahrung des auferstandenen Christus, der Menschen verbindet und mitreißt in seiner Sendung. „Sichtbar“ wird dies in den verschiedensten Diensten und Gemeinschaftsformen, in Liturgien und Gottesdiensten, in Initiativen und Aufbrüchen, die alle das „Markenzeichen“ der Freiheit und Zugehörigkeit, der Leidenschaft für andere und mit anderen tragen – ein buntes und fluides Universum, das sich einer liebenden Kraft verdankt. Man nennt das theologisch die „sakramentale Grundgestalt“ der

Kirche, die ihre Mitte in der dankbaren Feier dieses Geschenks findet – in der Eucharistie. Sie wird nicht etwa in einer besonderen Sozialform gefeiert (also etwa: das Recht der Gemeinde auf Eucharistie), sondern hier geschieht, im Feiern, das, wofür wir danken, und hier werden wir auch dafür neu beschenkt, diese Wirklichkeit mit den Menschen unserer Zeit zu teilen¹.

Der Ort der Krankenhauseelsorge

Von hier aus lassen sich leicht einige Perspektiven für eine Zukunftsentwicklung der Krankenhauseelsorge beschreiben, die möglicherweise schon gelebt werden, aber noch entfaltet werden könnten.

1. Krankenhauseelsorge ist ein wichtiger der „Lebensorte“ der kirchlichen Sendung, sich auf die Menschen einzulassen und mit ihnen die heilende Wahrheit des Evangeliums zu erfahren und zu gestalten. Die professionelle Qualität der Seelsorge öffnet inmitten der komplexen Kontexte der Krankenhäuser einen Raum, in dem dies geschehen kann.
2. Jenseits einer klassischen Zuteilungslöge von Territorium und Kategorie wäre die Pfarrei/die Stadt/das Dekanat der ermöglichende Raum, in dem die Erfahrungen der Kirche an diesem Ort und in diesem Bereich wahrgenommen und ernstgenommen werden – ob sie aus dem Krankenhaus, aus Gemeinde oder neuen Aufbrüchen kommen. Kirche vor Ort braucht eine Synodalität mit hoher Beteiligung aller Akteurinnen und Akteure – und die Leitung eines solchen „Pastoralbereichs“, wie immer man ihn mit klassischen Begriffen benennt, ist dann eine, die ermöglicht und in Beziehung setzt und so ein Netzwerk hervorruft, das gemeinsames Zeugnis für das Evangelium facettenreich wirkt. Zugleich ist diese Struktur sichernd für die Qualität des Prozesses der Evangelisierung, stützt die Initiativen mit Ressourcen, moderiert Konflikte und inszeniert

Prozesse der Visionsfindung und geistlicher Unterscheidung.

3. Krankenhauseelsorge steht ihrerseits im Kontext einer Evangelisierung, die ganz eigene Formen fluiden Gemeinschaft hervorbringt. Ekklesiogenese – Geburt und Werden der Kirche als Frucht der Leidenschaft für das Evangelium – geschieht hier in einer spezifischen Weise, folgt der Sachlogik des Krankenhauses, dem Rhythmus der Sorge um die Kranken – und kann doch achtsam Räume eröffnen, für Kranke, Angehörige, Ärztinnen und Pfleger, in denen die Frohe Botschaft von der Gegenwart Gottes gehört und erlebt werden kann.
4. Dazu braucht es auch in der Krankenhauseelsorge sicher ein vertieftes Nachdenken über die Rolle professioneller Seelsorgerinnen und Seelsorger. Hilfreich formulieren die Deutschen Bischöfe in „Gemeinsam Kirche sein“: *„Wie die Gesellschaft muss auch die Kirche kritisch den damit verbundenen Tendenzen zur Entmündigung oder Entfremdung im Verhältnis von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen entgegenwirken. Priester, Diakone, Pastoralreferentinnen und Gemeindefreferentinnen arbeiten dann professionell, wenn sie die Partizipation vieler fördern und Delegation auf wenige abbauen. Hauptberuflichkeit ermöglicht also zum einen kompetentes Engagement der Kirche im Dienst an der Gesellschaft. Zum anderen dient sie der Entfaltung der Gaben und Charismen der getauften und Männer zum Aufbau des Leibes Christi“*. Konkret darf sich die „verfasste“ und also professionelle Krankenhauseelsorge immer wieder fragen, wie sie darauf hinarbeitet, dass das ganze Volk Gottes ermutigt wird zu seiner Sendung zum Heil. Deswegen braucht es auch einen neuen Blick auf die eigene Profession, die nicht darin besteht, über zweifellos wichtige Kompetenzen zu verfügen, sondern auch dafür arbeitet, dass die Mitmenschen selbst wachsen können in ihren Gaben

und der Qualität ihres Dienstes etwa in Besuchsgruppen und Selbsthilfegruppen. Denn es wäre nur wieder eine neue Hierarchisierung, wenn Professionalität sich damit zufrieden gäbe, dass ihnen einige mithelfen. Auch Krankenhauseelsorger sind herausgefordert, in Prozessen der Ermöglichung auf die Gaben der Mitmenschen zu vertrauen, sie zu entfalten und größer zu machen.

Ein Kranker in Mexiko

Zum Abschluss eine Geschichte. In Mexico City, in einer der Megapfarreien, wurde klar, dass die Fülle der Menschen anderer Formen der Gemeinschaft fordert – und Gottesdienste selbst sicher nicht der Ort sind, an dem sich alle sammeln können. Und auch die klassische Krankenpastoral, die einmal im Monat dem Kranken die Kommunion bringt, bleibt ein merkwürdig zusammenhangloser Dienst im Kontext der Menschenmengen. So entstand eine neue Idee: Könnte nicht der Kranke Mittelpunkt einer neuen Gemeinde sein, die in der Nachbarschaft entsteht. Menschen, die ihm nahe sind, die für ihn sorgen, die ihn „im Leben des Stadtviertels“ halten, indem sie erzählen und so verbinden. Und in diesem Kontext kann man auch Kommunion feiern. Diese Erfahrung hat mich tief beeindruckt. Zielgenaue Kirchwerdung, Einbindung aller Betroffenen und eine Gemeinschaft um den Schwächsten – wie frohmachend kann Evangelium dann wirken!

Taucht in diesem Kontext ein Profi auf, der sich um den Kranken müht? Nein – aber ohne die raumöffnende Perspektive des Pastoralmitarbeiters wäre all dies nicht entstanden. Ich denke, das dies auch für unsere Zukunft fruchtbar werden kann.

Anmerkungen:

- ¹ Hier zeichnet sich eine neue Perspektive der Sakramententheologie ab, die hier nicht ausgefaltet werden kann.

Taufe erleben

Wir haben die Taufe wiederentdeckt. „In allen Getauften, vom ersten bis zum letzten, wirkt die heiligende Kraft des Geistes“, formuliert es zum Beispiel Papst Franziskus¹. Kaum ein pastorales Konzept, das derzeit nicht auf die Würde der Getauften rekurriert und das gemeinsame Priestertum hervorhebt. Häufig wird daraus der Schluss gezogen, dass alle Getauften ein Charisma in sich haben, Gemeinde mit aufbauen und Verantwortung für die Kirche tragen. Doch die Realität spricht eine andere Sprache: ein Großteil der Getauften entspricht nicht den Erwartungen charismengestützter engagierter Verantwortung. Vielmehr herrscht eine „erbärmliche Taufvergessenheit“ (Kurt Koch). Taufe und Leben sind nicht miteinander verbunden.

Taufe, so meine These², ist im Blick auf alle Getauften als ein Prozess zu sehen, der auf vielfältige Weise das Leben prägt. Sie ist eine Lebensentscheidung, die zu bleibender Inanspruchnahme führt, und gleichzeitig stets auch der Anfang eines Weges, der immer wieder neu und ein Leben lang vollzogen werden muss. Christliches Leben bestimmt sich von der Taufe her, ist geschenkter Anfang und Ruf in das Christliche zugleich.

Eine im Konzil verankerte Tauftheologie ...

Das Zweite Vatikanische Konzil hat das traditionelle Verständnis der meisten Gläubigen, die Taufe sei eine Art „Eintrittskarte“ in die Kirche und reinige von der Erbsünde, korrigiert und erweitert. Menschen werden zu gläubigen Christen dadurch, dass sie von Gott gerufen sind, eine gottgeschenkte Würde haben, in Jesu Christi Leben, Sterben und Aufer-

stehung hineingetauft sind, zu einem Leben in Heiligkeit und Vollkommenheit bestimmt sowie in der Gemeinschaft des Volkes Gottes zum Aufbau der Kirche und einer gerechten Menschheit gesandt sind. Dieses umfassende Verständnis der Taufe hat Konsequenzen für den Alltag: „Die Anhänger Christi sind ... in der Taufe des Glaubens wahrhaft Kinder Gottes und der göttlichen Natur teilhaftig und so wirklich heilig geworden. Sie müssen daher die Heiligung, die sie empfangen haben, mit Gottes Gnade im Leben bewahren und zur vollen Entfaltung bringen ... Jedem ist also klar, dass alle Christgläubigen jeglichen Standes oder Ranges zur Fülle des christlichen Lebens und zur vollkommenen Liebe berufen sind.“³ Heiligkeit meint nicht persönliche Anstrengung zu eigener Vollkommenheit, sondern ist Gottes Gabe. Die Berufung jedes Christen wird darin heilig, dass sie sich in einem vom Glauben getragenen Lebensstil zeigt: Ich wende mich Gott zu, lobe Gott zusammen mit anderen, gebe Zeugnis von meinem und unserem Glauben, pflege einen gottoffenen und menschenfreundlichen Lebensstil und bin für meinen Nächsten da. „Geht es in der Heiligkeit nicht um das Gelingen des Lebens, geht es in der caritas nicht um den Vollzug von Menschlichkeit?“ – kommentiert Peter Hünermann die zitierte Aussage des Konzils⁴. Taufleben zeigt sich in Wort und Tat; es begründet einen Lebensstil, der vom leidenschaftlichen Engagement für das Evangelium und für das Wohlergehen der Menschen geprägt ist.

... und Taufspiritualität

Christsein wird in einem lebenslangen Prozess im Alltag eingeübt. In diesem Sinne formuliere ich Haltungen, wie sich eine persönliche Taufspiritualität heute entfalten kann, und lasse mich dabei von den Riten bei der Eingliederung Erwachsener in die Kirche⁵ inspirieren, denn in den Riten der Taufeinweisung und der Taufe bildet sich ab, was sich im Leben als Christin oder Christ ereignet. Diese Riten entfalten eine Tiefenwirkung, die das Leben verändern:

Gesegnet sein

Bei der Eingliederung Erwachsener gibt es zu Beginn des Katechumenates einen ein-drucksvollen Ritus. Man segnet die Bewerber mit dem Kreuzzeichen: die Stirn, die Ohren, den Mund, die Hände, die Augen, die Brust, die Schultern und schließlich als Ausdruck des Weges auch die Füße. Ich mache mich auf den Weg, Christ zu sein. Dieser Weg nimmt mich ganz in Beschlag: nicht nur meinen Verstand, sondern auch mein Herz und mein Handeln. Aber ich muss keine Leistung erbringen. Denn ich stehe unter Seinem Segen.

Hören

Audientes, Hörende, nannte man in der Traditio Apostolica die zur Taufe zugelassenen Bewerber. Erst nachdem ein Zeuge einen glaubwürdigen Lebensstil – ansichtig in guten Werken – bestätigt hatte, durften die Bewerber Gottes Wort hören. Bis heute werden Taufbewerber auf ihre Bereitschaft hin befragt, ob sie sich auf ein Leben als Christen einlassen wollen. Die Ohren der Täuflinge werden berührt, damit sie sich öffnen für Gottes Wort.

Hören ist ein Grundvorgang des Lebens und des Glaubens. Gutes Hören ist ein aktiver Vorgang, der einen verändert. Es sammelt auf die Bewegung im Innern und ist wach für das Neue. Als Glaubende lernen wir es, auf das Wort zu hören, das aus dem Herzen kommt. „Höre, Israel, die Gebote des Lebens; merkt auf, um Einsicht zu erlangen ... Nun lerne, wo Einsicht ist, wo Kraft und wo Klugheit, dann erkennst du zugleich, wo langes Leben und Lebensglück, wo Licht für die Augen und Frieden zu finden sind“ (Bar 3,9.14). Ein Hörender im Glauben zu sein, heißt wachsam zu sein für die Tiefenschichten meiner Seele, die Kompassnadel meines Herzens auszurichten auf den Geist, der mich trägt, und darauf zu antworten, wo Gott in der Tiefe meiner Seele zu mir spricht. So will ich hören und leben.

Einen Namen haben

Taufbewerber werden beim Namen gerufen. Das erinnert uns an Jesu Taufe: „Du bist mein geliebter Sohn, an Dir habe ich meinen Gefallen gefunden“ (Mk 1,11)! Diese Botschaft gilt auch mir: Ich bin eingeladen, durch meine Taufe Kind Gottes zu sein. Die Taufe begründet somit eine wahre, innere Haltung, mich der Vaterschaft Gottes anzuvertrauen, so wie Jesus mein Vertrauen und meinen Glauben auf die liebevolle Zuwendung des Vaters zu setzen. Ich trage eine Würde in mir: Gottes geliebte Tochter, sein geliebter Sohn zu sein.

Was auf den ersten Blick abstrakt klingt, hat eine lebenspraktische Relevanz: Ich darf Achtung und Vertrauen in mich selbst haben. Ich bin ja Gottes wert. Trotz aller Begrenztheiten ist eine Lebenskraft in mich hineingelegt, die mir die Zuversicht gibt, dass das Leben gelingen wird. Denn in den Augen des Glaubens ist es Gott, der Vater und Liebhaber des Lebens, der dieses Leben trägt. Mit dieser Lebensgeschichte bin ich einzigartig und unverwechselbar.

Gottes Wort tun

Taufbewerber wird die Heilige Schrift überreicht. „In diesem Buch ist aufgeschrieben, was Gott für sein Volk getan hat und wie er alle Menschen durch seinen Sohn Jesus Christus zum Heil führen will. Wenn Sie dieses Buch lesen und das Wort des Lebens aufnehmen, wird Ihr Glaube wachsen.“⁶

Das Hören auf die Schrift ist ein Taufgeschenk und dieses Geschenk will gehütet werden. Gottes Wort wird durch hörendes Lesen offenbar und will gepflegt werden, immer wieder. Immer wieder sollen wir als Getaufte zum „Lesetäter“ werden, auf die Schrift hören und sie leben. Die Lesung wird zum Lebensort, an dem man mit Gott ins Gespräch kommt. Deren Voraussetzung ist das Sich-Sammeln. Man braucht den Abstand von Gesprächen, Terminen

und Verpflichtungen, um frei zu werden für Gott. Freiwerden geschieht nicht ohne eine gesammelte Haltung; Wer aufgewühlt ist oder voller Vorurteile, kann nicht offen sein für das Wort. Der Lesende übt wach und aufmerksam, immer bereit, zu horchen und sein Herz auf Gott auszurichten. So wird man mit der Schrift vertraut, durchdringt sie tiefer und erschließt sich ihren verborgenen Sinn auf das Leben hin. „Hört, und ihr werdet leben“ (Dtn. 4,1). Hörendes Lesen verändert das Leben.

Absagen und glauben

Jedes Taufbekenntnis ist von einem herausfordernden Ritus geprägt: der dreimaligen Absage an das Böse und dem dreimaligen Bekennen des Glaubens. Ich widersage dem Bösen, der furchtbaren Wirklichkeit. Ich werde mit bedrängenden und verängstigenden, unguuten und sogar bösen Erfahrungen konfrontiert. Das Böse dieser Welt wirft seine Schatten in das eigene Leben hinein: Da gerät man in einem Konflikt unter Stress und reagiert nicht so, wie man es eigentlich wollte. Im Gedanken entwerfe ich den anderen und wünsche ihm alles Unglück an den Hals. Eine negative Haltung macht sich in mir breit. Bitternis und Unmut, Widerwille und Ressentiment setzen sich in mir fest. Ich sehe mich nicht gut. Ich merke, wie ich mich getäuscht habe und bin über mich selbst enttäuscht. „Ich tue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will“ (Röm 7,19) – das macht meine Erlösungsbedürftigkeit aus. Diesem Bösen widersage ich. Ich beziehe Stellung und wende mich gegen das Ungute. Ich kehre um und wende mich aktiv gegen etwas, was mich am Gelingen hindert. Ich zeige mich. Ich kämpfe. Ich übe den Aufstand gegen den Lebensfeind, weil ich im Innersten davon überzeugt sein darf, dass da der Andere auf mich wartet. Indem ich mich aufmache, darf zum Zuge kommen, was mich im Innern trägt: mein Glaube an Gott, den barmherzigen. Wo kommt Gott in dem vor, was ich da tue?

Mit Christus gekreuzigt und auferstanden sein

„Schenke allen, die durch die Taufe mit Christus begraben sind in seinen Tod, in ihm die Auferstehung zum Leben.“⁷ – beten wir in der Taufe bei der Anrufung Gottes über dem Wasser. Christus ist die Mitte. Wir sind mit seinem Geschick verbunden: Wie wir auf Jesu Tod getauft sind und darin mit ihm begraben werden, so werden wir mit ihm zu neuem Leben auferweckt. Wir können diese Grunddynamik von Hineinsterven und Auferstehen, von Tod und Leben, von Angst und Befreiung auf die Taufe hin vertiefen. Im Eintauchen in das Bad der Taufe wurde unser alter Mensch in das Leiden Christi mit hineingenommen; er wurde mitgekreuzigt, damit wir als neue Menschen frei von der Sünde für Gott leben (vgl. Röm 6, 1 – 14). In uns vollzieht sich ein Herrschaftswechsel vom alten zum neuen Menschen. In dieser Kraft sollen wir unser Leben ändern, dürfen wir uns wandeln und verwandeln lassen.

Was bedeutet Mitsein und Mitleiden mit Christus praktisch? Anteilnahme am Leiden, der passio, erweist ihre Tragfähigkeit in der Geduld, der patientia. Glauben bewährt sich in Geduld. An Christi Leiden Anteil zu nehmen erschließt sich mir nochmals anders, tief und kaum mit Worten beschreibbar. Denn zum Weg des Glaubenden gehören Wüste und Dunkelheit dazu. Mein Vertrauen in das Leben ist manchmal strapaziert. Mein Herz ist leer, mein Ringen um Gott scheint vergebens. Zum Glauben gehören das lange Suchen und das ergebnislose Herumirren, der Abstieg in den Abgrund der Abwesenheit Gottes, das Verharren im Tal der Schatten und in der Angstschlucht des Todes, sonst wäre der Weg, den Jesus in der Gottverlassenheit des Kreuzes vorausgegangen ist, nicht der Weg des Leidens. Gott wohnt immer auch in der Erfahrung der Krise und in der Leere der Seele, er wohnt in der Nacht des Leidens und der Bitterkeit, in den Zeiten ohne Antwort und Sinn. Mitanteilnahme an Christi Leiden ist ein Hinabsteigen in das Grab, in das Dunkel.

Aber im Grab meiner Seele, in der Tiefe des zweifelnden und suchenden Herzens wird Auferstehung stattfinden: eine Auferstehung mit Christus, die nicht nur gleichnishafte Bild ist, sondern Erfahrung. Das ist das geduldige Stehen im Glauben.

Tägliche Taufe

Mit der Taufe ist die Initiation noch nicht beendet. Bei der anschließenden Firmung heißt es: „Er gibt dir die Kraft, Christus immer ähnlicher zu werden, für ihn Zeugnis abzulegen und ein lebendiges Glied der Kirche zu sein.“⁸

Taufe und Taufunterweisung waren von Anfang an mit Lebensentscheidung und Lebenswandel verbunden; Taufbewerbern übergab man in der frühen Kirche Psalm 34 und Psalm 15, Psalmen, die die Grundentscheidung zwischen Gut und Böse und das gläubige Leben zum Thema haben: „Wer ist der Mensch, der das Leben liebt und gute Tage zu sehen wünscht? Bewahre deine Zunge vor dem Bösen und deine Lippen vor falscher Rede. Meide das Böse und tue das Gute, suche den Frieden und jage ihm nach“ (Ps 34, 13 – 15)!

Der Getaufte muss sich entschieden, welchen Lebenswandel er wählt. Hierfür werden konkrete Anweisungen gegeben: Meide das Böse und tue das Gute, verschreibe dich der Wahrheit und lasse das Lügen, lebe rechtschaffen und bekämpfe deine Fehler, gehe mit deinem Nächsten nicht verächtlich, sondern wertschätzend um. Wir haben eine Entscheidung zu treffen, die auf alter biblischer Mahnung gründet, der existenziellen Entscheidung zwischen Gut und Böse. Wir haben den Weg vom alten zum neuen Menschen zu gehen, uns zwischen Hinhorchen auf Gott und Abwendung von ihm zu entscheiden, zwischen gutem Handeln und bösem Tun, dem Leben des Glaubenden und dem Tod des Sünders. Lasse das Böse und tue das Gute – weil Gott dich durch das Leben führt. Dort, wo eine und einer das Leben

gewählt hat, wird sie oder er auch im Alltag nach den Lebensmöglichkeiten suchen. Taufspiritualität wird ansichtig im Alltag, mehr als einmal. Die Menschen sollen unsere guten Werke sehen, unsere Barmherzigkeit, unsere Umsicht im Reden und Nachsicht, Freundlichkeit und Selbstbeherrschung – mit einem Wort: einen guten Lebenswandel.

Dann werde ich auch meinen Glauben bezeugen, mit den hier benannten Konsequenzen: die Wege als Suchender mitzugehen, Menschen mit Wertschätzung und Respekt zu begegnen, auf das Wort Gottes mit dem Herzen hören, Geduld zu leben, einen Lebenswandel zum Guten einzuüben und meine Gaben zum Wohl der Menschen einzusetzen. Ab und zu braucht es hierzu die Rückbesinnung. Man kann es nicht besser als Karl Rahner sagen:

„Die Taufgnade lebt und wächst im christlichen Leben in seiner ganzen Länge und Breite. Aber man kann im Alltag doch auch ab und zu ausdrücklich sich selber sagen, in all den großen und kleinen Ereignissen seines Lebens: Du bist getauft, in der innersten Mitte deines Wesens lebst und willst der Heilige Geist wirken; Gott hat dich beim Namen genannt, dich mit sich selbst begnadigt und vergöttlicht. Er will, dass diese göttliche Lebendigkeit auch wirklich Macht gewinnt in deinem Leben, bis in seine banalsten Alltäglichkeiten hinein.“⁹

Anmerkungen:

- ¹ Evangelii Gaudium 119.
- ² Siehe hierzu vertiefend vom Verfasser: Taufe ist Leben (Münsterschwarzacher Kleinschrift 192). Münsterschwarzach 2014
- ³ Lumen Gentium 40. Vgl. auch LG 10f; 41,6..
- ⁴ Hünermann, Peter/Hilberath, Bernd Jochen (Hrsg.): Herders theologischer Kommentar zum zweiten Vatikanischen Konzil, Bd. 2. Freiburg i.Br. 2004, S. 487.
- ⁵ Die Feier der Eingliederung Erwachsener in die Kirche. Grundform. Trier 2001.
- ⁶ Eingliederung 38f.
- ⁷ Eingliederung 150.
- ⁸ Eingliederung 158.
- ⁹ Rahner, Karl: Taufe und Tauf Erneuerung, in: ders.: Schriften zur Theologie. Band XVI, Zürich – Einsiedeln – Köln 1984, S. 406 – 417, hier S. 416.

Dank und Willkommen

Wie die Seheinstellung „Kirchenentwicklung“ vertraute biblische Texte neu zur Sprache bringen kann, hat Generalvikaratsrat Dr. Christian Hennecke aus Hildesheim in seinen zwölf Eingangsimpulsen des zu Ende gehenden Jahres gezeigt. Für seine Inspirationen und die dahinterstehende Arbeit danke ich ihm, auch im Namen der Leserschaft des Pastoralblatts, von ganzem Herzen.

Von der poetischen Kraft Sozialer Bewegungen sprach Papst Franziskus bei deren letztem internationalen Treffen. Diese ungewöhnliche Sichtweise wird Dr. Christiane Bongartz, Exerzititenseelsorgerin an der Fachstelle für Exerzitienarbeit im Bistum Aachen mit dem Schwerpunkt „Diakonische Spiritualität“, in Ihren Eingangsimpulsen 2018 aufgreifen. Ihr gilt mein und unser herzliches Willkommen.

Axel Hammes

Ein begnadeter Prediger

Die Selbstwahrnehmung des Paulus nach 1 Kor 2,1–5 als Homiletisches Direktorium¹

Der Dienst des Predigers erfährt in jüngster Zeit von höchster Stelle große Aufmerksamkeit und „eine besondere Wertschätzung für die Homilie, die aus ihrem eucharistischen Zusammenhang herrührt und sie jede Katechese überragen lässt, da sie den Höhepunkt des Gesprächs zwischen Gott und seinem Volk vor der sakramentalen Kommunion darstellt“². Die Predigt informiert nicht nur über religiöse und theologische Sachverhalte, sie begnügt sich auch nicht mit etwas Lebenshilfe oder einer kurzweiligen Unterhaltung mit frommen Untertönen. Sie ist selbst ein sakramentales Geschehen, das der lebendigen Begegnung Gottes mit seiner Gemeinde dient, dem schöpferischen, dem fordernden und heilenden Wort Gottes Raum gibt in der Mitte des versammelten Gottesvolkes. Darum gehört der Dialog-Charakter zum Wesen der Predigt dazu. Denn was sie zu vermitteln hat, „ist ein Gut, das nicht in Dingen besteht, sondern in den Personen selbst, die sich im Dialog einander schenken“³. Die homiletische Arbeit mit angehenden Predigern muss daher konsequent dem Prinzip der Personalität verpflichtet sein. Sie kann ihr Leitbild nicht zuerst als theoretische Konzeption von einer speziellen Kommunikation entfalten, sondern hat sich vielmehr an konkreten Verkündigern zu orientieren, an den ersten Zeugen des Evangeliums. Ein ebenso maßgebliches wie lehrreiches Beispiel dafür bietet der Apostel Paulus. Seine Verkündigung ist nicht nur durch seine Briefe schriftlich dokumentiert. In ihnen legt er auch Rechenschaft ab darüber, von wem und was er sich in seinem Wirken leiten lässt. Was den „begnadeten Pre-

diger" vor allem anderen auszeichnen sollte, das fasst Paulus in 1 Kor 2,1-5 konzentriert zusammen.

Nicht als passionierter Selbstdarsteller will sich Paulus hier in Szene setzen. Die junge Gemeinde von Korinth ist es, die ihm unmittelbar Anlass dazu gibt, nun von sich selbst zu sprechen (vgl. 1 Kor 1,10-17). Denn Auflösungserscheinungen machen sich breit, weil man die prägenden Gestalten der ersten Stunde gegeneinander in Stellung bringt: „Apollos“ als Kronzeugen von Rhetorik und Intellekt gegen das prophetische Charisma des „Paulus“; diesen Völkerapostel wiederum gegen „Kefas“ als den Gewährsmann für das unveräußerliche jüdische Erbe. Aber klingende Namen sind angesichts des Evangeliums nichts als Schall und Rauch. Denn wer sie in den Vordergrund schiebt, hört auf, der Kraft des Kreuzes Christi das Entscheidende zuzutrauen. Er „entleert“ das Kreuz regelrecht (vgl. κενωθῆ in 1,17). Darum erinnert der Apostel die Korinther an das „Wort vom Kreuz“ als Mitte und Maßstab aller christlichen Verkündigung (1,18-25). Denn es schwebt nicht nur als religiöse Doktrin über den Köpfen der Glaubenden, es erschafft vielmehr die völlig neue Wirklichkeit, die es enthält. Und die Korinther könnten schon am eigenen Leib wahrnehmen, wie es wirkt. Sie wären das beste „Exempel“ für seine eigentümliche Kraft. Hat jenes Wort doch Menschen zusammen geführt, die sich sonst fremd geblieben wären; hat es doch vorzugsweise die gerufen, die äußerlich nur wenig vorzuweisen haben (1,26-31). Genauso aber formt es auch denjenigen, der dieses Wort unter die Menschen zu bringen hat, der nicht müde wird, es zu verkündigen. Auch am „Exempel“ des Apostels also wäre leicht abzulesen, dass allein der ins Wort gebrachte „Christus crucifixus“ aller Verkündigung ihre Durchschlagskraft verleiht (2,1-5)⁴. Gerade weil die paulinische Redekunst so durchwachsen daher gekommen war und sich keiner konventionellen Messlatte fügt, taugt sie als bester Beleg für die mächtige Ohnmacht des Kreuzes Christi. Auch wenn sich Paulus in dieser Passage selbst nicht direkt als Vorbild zur Nachahmung empfiehlt,

eignet sich sein Beispiel als Paradigma auch für den christlichen Prediger.

Was wir verkünden – ein „Geheimnis“

Eine rein psychologisch-biographische Betrachtung wäre schnell mit der Stelle durch: Hier versucht jemand, sein rhetorisches Unvermögen, sein äußerst schwaches Erscheinungsbild zu spiritualisieren. Gerade der erste Vers des Abschnitts klingt zunächst wie ein unausweichliches Eingeständnis des Apostels gegenüber seinen Korinthern. „Überragende Redekunst“ (καθ’ ὑπεροχὴν λόγου), mit der ein Gelehrter seinen Worten überzeugende Durchschlagskraft verleiht, und auch die von seinen Korinthern so hoch geschätzte „Weisheit“ (σοφία) gingen dem Missionar bei seiner Erstverkündigung völlig ab. Zumindest dürfte sich Paulus seiner rhetorisch zweischneidigen Wirkung bei den Korinthern vollkommen bewusst gewesen sein. Später werden Wandermissionare ihm seine Autorität in der Gemeinde streitig machen. Und die Korinther werden ihn offen mit dem Vorwurf konfrontieren, im Reden nichts weiter als ein „Stümper“ zu sein (vgl. 2 Kor 11,6: ἰδιώτης). So mögen seinem Talent zur freien Rede wohl engere Grenzen gesetzt gewesen sein.

Aber Paulus will seine Zuhörer nicht mit einem brillanten Feuerwerk überwältigen. Er verkündete den Korinthern auch kein neues „Denk-System“, das Gott und Welt umfassend erklären wollte, vornehmlich tiefere Erkenntnis zu vermitteln hätte. Mit einer solchen, massiv gesteigerten Form menschlicher Weisheitslehre mögen manche Korinther den neuen Glauben verwechselt haben (vgl. 1 Kor 2,6-16). Wo das Fundament für den Glauben gelegt werden soll, kommt es für den Apostel auf einen einzigen zentralen Punkt an. Darum hatte er ganz bewusst auf eine geschickte rhetorische Strategie und auf eine besonders geistreiche, tiefsinnige Gedankenführung verzichtet. Darin ist Paulus keineswegs völlig unbegabt. Und wo

es ihm nötig erscheint, versteht er es auch, die Register facettenreich zu ziehen (vgl. 2 Kor 11,16-33). Aber diese Fertigkeiten haben immer rein dienenden Charakter. Gerade nicht in dem Sinn, dass jedes Mittel, das wirkt, recht ist, weil der erhabene Zweck alles heiligt. Sondern für authentische Verkündigung gilt genau umgekehrt: Was ich konkret als Mittel einsetze, nimmt Maß an dem, was mir im letzten unverfügbar bleibt und mich vollständig in Beschlag nimmt. Davon sei die Rede geformt. Paulus nennt es „Geheimnis Gottes“⁵. Streng genommen bleibt es unaussprechlich, unfassbar und unauslotbar. Reden kann man nur davon, weil Gott selbst dieses Geheimnis bezeugt hat im Kreuz seines Sohnes. Homiletik hat es daher mit einem Sprechen zu tun, das aus dem Gebet hervorgeht und gehorsames Hören voraussetzt.

Vom (Nicht-)Wissen des Predigers

Inhaltlich treibt den apostolischen Verkündiger anscheinend nur ein einziges (οὐ ... εἰ μὴ) Thema um. Von Christus allein will er „wissen“, und zwar (καὶ τοῦτον) als dem Gekreuzigten⁶. Diese Reduktion will keineswegs das Weltwissen entwerten. Aber sie konzentriert sich konsequent auf das, worauf es für den Glauben allein ankommt, was wirklich über Tod und Leben, Heil und Unheil entscheidet. Vor allem die Erstverkündigung kann vom Kreuz nicht absehen. Dieses betrachtet der Apostel freilich nicht als eine religiöse Chiffre, sondern von der Person und dem Geschick Jesu Christi her. Auch für jede andere Predigt wäre selbstkritisch zu bedenken, ob und wie sie ihr jeweiliges Thema an diesen archimedischen Punkt hängt und von ihm aus entfaltet, mit dem doch alles steht und fällt.

Manche Ausleger vermuten, Paulus habe diesen festen Entschluss erst gefasst, als ihm das grandiose Desaster in Athen klar vor Augen führte, dass eine Missionsstrategie der nahtlosen Anknüpfung an die pagane Gotteserkenntnis zum Scheitern verurteilt

sei (vgl. Apg 17,16-34)⁷. Doch der Anstoß zu dieser konsequenten „Einseitigkeit“ kam nicht aus einem Misserfolg. Vielmehr begegnet uns hier eine sich durchtragende Grundhaltung, die auf sein Berufungs- und Bekehrungserlebnis zurückgeht (vgl. Gal 1,10-24). Dort empfing er das Evangelium, das er unter die Völker bringen sollte, als eine „Enthüllung Christi“ (vgl. ἀποκάλυψις in Gal 1,12). Niemand anderen als den Gekreuzigten, den er auf so bestürzende Weise als Gottes Sohn bezeugt bekam, hat Paulus auch dort in Galatien den Menschen durch seine Verkündigung vor Augen gestellt (Gal 3,1). Homiletik hat dementsprechend den Sinn dafür zu schärfen, aus welcher geistlichen Mitte der Prediger seine Verkündigung schöpft. Neben einem gut reflektierten theologischen Koordinatensystem und einer gereiften spirituellen Haltung sollte sie dazu ermutigen und inspirieren, dass ich die Kündiger des Wortes von ihrer eigenen Gotteserfahrung und ihrer unverwechselbaren Berufung und Sendung leiten lassen. Damit kann keine noch so originelle Idee, auch kein noch so geschickter rhetorischer Kunstgriff mithalten. Das apostolische Vermächtnis, der Glaube der Kirche kommt erst in der biographischen Brechung des Verkündigers voll zum Tragen, und das heißt immer in seiner ganz persönlichen Begegnung mit dem Person-Geheimnis Christi.

In Furcht und Zittern

Wieder setzt der neue Satz (V 3) betont persönlich beim „Ich“ des Schreibers an (ἐγὼ). Sicher greift es aber viel zu kurz, im Wortpaar „Furcht und Zittern“ allein einen autobiographischen Verweis des Apostels auf seinen ängstlichen Charakter, seine Unsicherheit beim Erstkontakt, oder eine ihn stark einschränkende Krankheit zu erkennen. Paulus denkt auch an dieser Stelle nicht von seiner subjektiven Konstitution, sondern ganz von seinem Auftrag her. Dafür bringt der Apostel den nun relativ feststehenden Topos für prophetische Verkündigung – eben sein Kommen zu den Ko-

rinthern „in Frucht und Zittern“ – ins Spiel⁹. Zweierlei schwingt da mit, was für jeden Prediger von eminenter Bedeutung sein dürfte: Zum einen steht jedem, der eine göttlicher Botschaft auszurichten hat, eine gewisse Erschütterung über den Auftrag, der ihm zugetraut wird, gut zu Gesicht. Zum anderen sollte der Kündler des Wortes weniger durch souveräne Selbstgewissheit bestechen, als durch einen ehrfürchtigen Respekt auch und gerade gegenüber den Adressaten. Denn sie sollen nicht zuletzt durch die konkrete Art der Verkündigung in Berührung kommen mit der Demut des Gekreuzigten, der sich für uns bis zum Äußersten erniedrigte¹⁰. Verkündigung ist eben ein demütiger Dienst.

Dem Begriffspaar vorweggeschickt hat Paulus noch die „Schwachheit“, die mit der Eigenart des göttlichen Erwählungshandelns korrespondiert, wie es an der Gemeinde von Korinth unabweislich sichtbar geworden ist (1,26f). Der Prediger überliefert sich als Kündler des Wortes gewissermaßen selbst an seine Zuhörer nach dem Vorbild der Hingabe seines Herrn. Er sollte die Bereitschaft, sich angreifbar zu machen mit seiner Verkündigung, jedem Versuch vorziehen, durch einen gekonnten Auftritt zu faszinieren. Der Grat zwischen Intervention und Manipulation durch eine Predigt wird dann sehr schnell ganz schmal. So gesehen muss Paulus geradezu jede konventionelle Erwartung an die Souveränität des Redners enttäuschen. Dementsprechend hat die praktische Homiletik vor allem die Individualität der Predigerpersönlichkeit zu fördern und zu stärken. Was aber jeden Prediger besonders auszeichnen sollte, wäre eine ausgeprägte Schwäche für die Zumutungen Gottes und für die Menschen, die seinem Wort anvertraut sind.

Das Echtheits-Zertifikat des Predigers

Der Prediger muss also über so viel inneren Selbststand verfügen, dass er sich nicht von den äußeren Anforderungen seines „Publikums“ an Vortragsweise, an Unterhaltungs-

wert und Themenwahl, an den Schliff von Sprache und Gedanken unter Druck setzen lässt¹¹. In Vers 4 kommt der Apostel daher erneut auf die Irritation zu sprechen, die sein erster Auftritt bei vielen Korinthern hinterlassen haben muss. Er hat ihnen all das, was den guten Redner auszeichnet, nicht geboten. Eigentlich hätte nach rein menschlichem Ermessen daraus nichts entstehen können. Dennoch fand seine Botschaft bei den Korinthern Glauben, bildete sich eine christliche Gemeinde. Gerade die Fruchtbarkeit seiner Mission ist für Paulus der beste „Nachweis“ (ἀπόδειξις) der Kraft Gottes, dessen Geist in einem schwachen Verkündiger so effektiv am Werk war. Das Ziel wurde also auf andere Weise erreicht, als man es in Alltag der griechisch-römischen Polis von Korinth gewohnt war. Anwälte erstritten vor Gericht das Recht zugunsten ihrer Klienten durch ihr Redetalent. Wer in der Volksversammlung das Blatt wenden wollte, musste seinen Auftritt formgerecht zu inszenieren verstehen.

Auf welchen Erfahrungswerten aber fußt der „Nachweis“, den Paulus hier zu erbringen meint?¹² Wie manifestieren sich „Geist“ und „Macht“ konkret? Würde der Apostel hier vornehmlich an göttliche Machterweise oder gar an spektakuläre Wundertaten denken, geriete seine Argumentation in einen empfindlichen Selbstwiderspruch. Deshalb lohnt es sich, im Ersten Korintherbrief weiter zu blättern bis zu der Stelle, wo er auf die Wirkungen des Gottesgeistes zu sprechen kommt (1 Kor 12-14). Dort greift er natürlich auch auf die Charismen zurück, die bei den Korinthern auch im Kurs stehen: auf Zungenrede und Weisheitslehre. Aber den für uns entscheidenden Hinweis schickt Paulus seinen Überlegungen vorweg. Es gibt ein ganz einfaches und klares Kriterium des Geistes (1 Kor 12,3). Es kommt allein auf *das richtige Bekenntnis* an. Wer „Christus als den Herrn“ bekennt, akzeptiert nicht nur die Wahrheit seiner Botschaft, sondern will sein Denken, Handeln, Fühlen Wollen, ja sein ganzes Leben von ihm bestimmt sein lassen (vgl. Röm 10,9f). Das Spezifikum des Christlichen hat

also nichts mit Bewusstseinssteigerung, Wunderkräften oder ähnlichem zu tun. Aber wer sich so zu Christus bekennt, der weist sich dadurch als einer aus, in dem der Geist Gottes wirkt¹³. Darin besteht auch das eigentlich „Echtheitszertifikat“ für den Prediger: ob ihm der gekreuzigte Christus auf den eigenen Leib geschrieben ist. Die „Kraft Gottes“ wiederum erweist sich in seinem wirksamen Wort, die sein Verkündiger als geistlich begabter Schriftkundiger offenzulegen hat. Vertrautheit mit der Heiligen Schrift stellt somit die unverzichtbare Kehrseite des Echtheitszertifikates dar. Praktische Homiletik hat folglich dazu anzuleiten, wie sich biblische Exegese und „lectio divina“ gegenseitig durchdringen und befruchten können.

Auf den Inhalt kommt demnach durchaus auch in der Verkündigung an. Aber dieser Inhalt ist durch und durch personal bestimmt. Zeugnis zu geben ist vom Herrn Jesus Christus, der für uns gekreuzigt worden ist. Aber davon lässt sich der Zeuge des Evangeliums so „vereinnahmen“, dass man ihn letztlich nicht von diesem Zeugnis trennen kann. „Verkündigung und Verkündiger bilden demnach eine Einheit“¹⁴.

Von der Dynamik des Glaubens

In Korinth drohte eine Gemeinde zu zerfallen, weil man den gewiss sehr unterschiedlichen und auch äußerst profilierten Verkündigern wie „Stars“ hinterherlief, sie gegeneinander ausspielte, seine individuelle Ausprägung des jungen Glaubens absolut setzte. Aber der authentische Glaube gewinnt seinen festen Grund allein in der „Kraft Gottes“ (V 5)¹⁵. Ihm und seinem Evangelium gilt es Raum zu geben. Auch wenn das Stichwort im unmittelbaren Zusammenhang nicht fällt, liegt doch auf der Hand, woran für Paulus das Gelingen authentischer Verkündigung hängt: am „Gehorsam“, der sich von Gottes Geist führen lässt. Das komplexe Verhältnis zwischen der Schwäche des Apostels und der in ihr mächtigen Kraft Gottes lässt sich kaum auf

eine allgemeine Formel bringen. Allenfalls lässt es sich umschreiben: „Der in den Augen weltlicher Weisheit schwache Apostel legt so [in seiner Art der Verkündigung] gegenüber Weisen, die die Welt nur mit Worten verändern möchten, die Effizienz des göttlichen Geistes an den Tag“¹⁶.

Damit stellt der Apostel keineswegs schlecht vorbereiteten, unattraktiven Predigten einen Freibrief aus! Prediger sollen das Evangelium so verkündigen, dass dessen Botschaft so klar und verständlich, so überzeugend und einladend wie möglich zum Ausdruck kommt¹⁷. Es nimmt sie radikal in die Pflicht, mit allen Gaben und Möglichkeiten, die in ihnen schlummern. Doch wissen wir auch: Unsere Worte schaffen keinen Glauben. Wo sie etwas erwecken konnten, wo es ihnen gelang, Sinne und Einstellungen ein wenig zu öffnen, da geschieht dann das Wunder des Glaubens. Zur Größe unseres Auftrags gehört eben auch, dass er nach dem festen Willen Gottes begrenzten und immer auch von Zweifeln und Widersprüchen befallenen Menschen übertragen wurde. Wenn die Verkündigung aber solche lebendige Begegnung mit Gottes Kraft anbahnt, dann hat sie ihren Hebammiendienst geleistet.

Anmerkungen:

- ¹ Die folgenden Überlegungen wurden als Grundlagen-Referat zum Fach Homiletik erstmalig in der Dozentenkonferenz des Erzbischöflichen Priesterseminars in Köln am 21. Januar 2016 vorgetragen.
- ² Vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Apostolisches Schreiben Evangelium Gaudium des Heiligen Vaters Papst Franziskus (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 194). Bonn 2013, bes. Nr. 135–159; hier 137.
- ³ Evangelium Gaudium Nr. 142.
- ⁴ Vgl. zu diesem Abschnitt jetzt ausführlich: *Dominik Wolff*, Paulus beispielsweise. Selbstdarstellung und autobiographisches Schreiben im Ersten Korintherbrief (BZNW 224). Berlin – Boston 2017, bes. 225–246.
- ⁵ Vgl. zur textkritischen Diskussion, ob hier nun „Gehorsam“ (μωστήριον) oder „Zeugnis“ (μαρτύριον) zu lesen ist, zum einen die Erwägungen von: *Dietrich Zeller*, Der erste Brief an die Korinther (KEK V). Göttingen 2010, 122f mit Anm. 233; zum anderen das klare Plädoyer von: *Hans-Christian Kammler*,

- Kreuz und Weisheit. Eine exegetische Untersuchung zu 1 Kor 1,10-3,4 (WUNT 159). Tübingen 2003, 149-151. Weil die Regel der *lectio difficilior potior* in diesem Fall nicht wirklich greift, ist von der theologischen Gedankenführung auszugehen: Verkündigt wird als Evangelium von Paulus doch das „Wort vom Kreuz“ (1,18), und damit ein Geschehen, das den Maßstäben menschlicher Weisheit diametral entgegensteht und sich darum nur als Geheimnis Gottes aussagen lässt.
- ⁶ Diese Verbindung zum „Wort vom Kreuz“ (1 Kor 1,18-31) als zentrale semantische Achse des Abschnitts sieht auch: *Andreas Wollbold*, Predigen. Grundlagen und praktische Anleitung. Regensburg 2017, 48-51.
- ⁷ Dieser viel beschworene Text wird oft deshalb missverstanden, weil man ihn nicht hinreichend in das theologische Konzept des Lukas einordnet. Vgl. dazu: Jens Schröter, Die Paulusdarstellung der Apostelgeschichte, in: F. W. Horn (Hg.), Paulus Handbuch, Tübingen 2013, 542-551; und besonders: *Daniel Marguerat*, Lukas, der erste christliche Historiker. Eine Studie zur Apostelgeschichte (AthANT 92). Zürich 2011, 109-158.
- ⁸ Dies alles erwägt in Verbindung mit dem dritten Stichwort „Schwachheit“ (ἀσθενεία): *Helmut Merkley*, Der erste Brief an die Korinther. Kapitel 1-4 (ÖTK 7/1). Gütersloh – Würzburg 1992, 210. Das mag mitschwingen. Aber auch Vers 3 steht unter dem Vorzeichen des entschlossenen ἐκρινά aus dem vorherigen Vers. Paulus nimmt hier also bewusst die dem Evangelium gemäße Grundhaltung ein.
- ⁹ Vgl. etwa Gen 9,2; Ex 15,16; Dtn 2,25; 11,25; Jdt 2,28; 15,2; 4 Mcc 4,10; Ps 2,11; 54,6; Jes 19,16 LXX.
- ¹⁰ Als frontalen Gegenentwurf zur imperialen Konstruktion von idealer Männlichkeit liest diesen Topos, wie das gesamte „exemplum“: *Claudia Janssen*, „Ich komme in Schwäche mit Kraft“ (1 Kor 2,1-5). Die Selbstinszenierung des Paulus und der Menschen in den messianischen Gemeinden im Gegenüber zur Propaganda des Imperium Romanum, in: BiKi 70 (2015), 136-141; bes. 139f.
- ¹¹ Insofern trifft es sicher auch nicht zu, dass der Apostel mit dem biblischen φόβος καὶ τρόμος ein regelrechtes Gegenprogramm zum zeitgenössischen Ideal des guten Redners entwerfen will, wie es etwa mit den (Gegen-)Begriffen παρρησία („freimütiges Reden“) und θάρσος („Mut“ oder „Unerschrockenheit“) umschrieben wäre. Seine Briefe machen dafür von antiken Stilfiguren viel zu regelmäßig Gebrauch.
- ¹² Vgl. zum folgenden: *Dominik Wolff*, Paulus a.a.O. (Anm. 4) 241-243.
- ¹³ Vgl. dazu auch: *Axel Hammes*, Charismatische Kirche. Der Leib-Christi-Gedanke bei Paulus als Anstoß zum Aufbruch nach innen, in: impulse 116/2 (2017), 4-7.

¹⁴ *Dominik Wolff*, Paulus a.a.O. (Anm. 4) 246.

¹⁵ Diese Größe setzt Paulus bewusst als Schlussstein seines „exemplum“. In allem, was die Korinther bislang erlebt haben – einen nicht eben glänzenden aber wirksamen Apostel, die Entstehung einer lebendigen Gemeinde in Korinth, wohl auch Machtatzen wie etwa Heilungen – hat sich die Kraft Gottes durchgesetzt, bricht sich sein Heilswille Bahn.

¹⁶ *Dieter Zeller*, Korinther a.a.O. (Anm. 5), 129.

¹⁷ So völlig zu Recht: *Walter Klaiber*, Der erste Korintherbrief (Die Botschaft des Neuen Testaments). Neukirchen-Vluyn 2011, 39f.

Hinweis der Redaktion

In Heft 11/2017 hat sich auf Seite 352 der Fehlerbeutel eingeschlichen. Der Text muss richtig lauten:

Gott: Der Schon-Jetzt im Noch-Nicht

Mit dem Herzen meines Herzens möchte ich die Stille
auf Gottes An-wesenheit **hin** ab-hören.

Mit dem Herzen meines Bauchs möchte ich die Stille
auf Gottes Ab-wesenheit **hin an**-hören.

Das An und das Ab scheint Gottes Wesen zu sein.
Ein bewegter und bewegender Gott ist er.

Manchmal treibt er sein Wesen und liebt es,
abwesend zu sein.

Manchmal treibt er sein Unwesen und liebt es,
anwesend zu sein.

Im Noch-Nicht ist er der Schon-Jetzt.

Michael Zielonka
aus: Sowohl entweder als auch oder.
Erkundungen an den Grenzen des Katholischen.
Berlin 2016, S. 144.

Wir bitten um Entschuldigung.

Grundelemente heutiger katholisch- theologischer Ethik

1. Ein bedeutender Paradigmenwechsel

An die Stelle der traditionellen, insbesondere der neuscholastischen Gehorsamsethik mit ihren Deduktionen aus Bibel und Naturgegebenheiten ist in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine „autonome Vernunftethik in christlichem Horizont“ getreten. Dieser Paradigmenwechsel war a) die Folge nicht mehr zu ignorierender Einsichten in die Entstehungsgeschichte biblisch-ethischer Normen und b) ein sich (nicht nur) daraus ergebendes neues Offenbarungsverständnis.

Zu a): Die ethischen Normen der Bibel – etwa der Dekalog (Ex 20,1-17/Dtn 5,5-21) oder das Bundesbuch (Ex 21,1-23,33) – sind auf natürliche Weise entstandene, auf Erfahrung und Vernunftgebrauch beruhende, durchaus zeit- und kulturbedingte Einsichten, die im Zuge theologischer Weltinterpretation mit dem JHWH-Glauben verbunden und der Autorität Gottes unterstellt wurden (Theonomie). Dieser Vorgang ist unter der Voraussetzung eines monotheistischen Glaubens, der in Gott den ethischen Guten schlechthin erkennt, nach dessen Maßgabe die Menschen leben sollen, logisch und konsequent: Das (je und je) als ethisch richtig Erkannte ist zugleich als das von Gott Gewollte zu betrachten.

Zu b): Offenbarung ist nicht ein – positivistisch gedachtes – göttliches Mitteilen von Informationen und Befehlen (direktes

oder durch Engel, Propheten, Inspiration vermitteltes Gotteswort), die der Mensch nur entgegenzunehmen und gehorsam umzusetzen braucht, sondern Offenbarung ist ein dialogisches Geschehen, bei dem Gott und Mensch „interagieren“. Gottes Wort geht in die menschliche Geschichte ein, nimmt – in gewisser, analoger Weise wie der göttliche Logos selbst – menschliche Gestalt an, passt sich menschlichen Verstehensbedingungen an und ist insofern immer auf Wachstum und Reifung zu tieferem Erfassen seiner Wahrheit angelegt. Das II. Vaticanum (DV 2 und 12) spricht davon, dass „der unsichtbare Gott aus überströmender Liebe die Menschen wie Freunde“ anredet und mit ihnen verkehrt (*homines tamquam amicos alloquitur et cum eis conversatur*), und zwar „durch Menschen nach Menschenart“ (*per homines more hominum*) und unterstreicht so den inkarnatorisch-dialogischen Charakter der Offenbarung. Diese neue hermeneutische Sichtweise entspricht nicht nur viel eher als die neuscholastisch-restaurative der göttlichen Heilsökonomie, wie sie die Theologie durch die detaillierte Erforschung der Entstehung der biblischen Schriften erkannt hat, sondern ist auch einem menschenfreundlichen Gott weit angemessener, der nicht mit Direktiven von außen an die Menschen herantritt, sondern sie als sich in Geschichte verwirklichende Wesen auf einen Weg unendlichen Lernens einlädt und ihnen „unterwegs“ von innen her begegnet.

2. Weltethos und Glaubensethos

Man unterscheidet in der theologischen Ethik zwischen Weltethos und Glaubensethos. Das Weltethos bezieht sich auf alle nicht glaubensbedingten ethischen Fragestellungen und hat universalen Charakter: Hier werden alle ethischen Fragen reflektiert, die die Menschheit unabhängig von ihren Glaubenseinstellungen angehen. Das Glaubensethos bezieht sich auf ethische Fragestellungen, die sich aus dem christ-

lichen Glauben ergeben und insofern ein Spezifikum christlicher Ethik darstellen: zum Beispiel die Verpflichtung zur Gottesliebe, zu Gebet und Gottesdienst, zur Glaubens- und Gewissensbildung, zur christlichen Erziehung der Kinder, zum rechten Empfang der Sakramente usw.

3. Autonome ethische Wahrheitsfindung und moralischer Standpunkt

Bezüglich des Weltethos gibt es aus christlicher Sicht kein offenbarungsmäßiges Sonderwissen über das ethisch Richtige oder Falsche, keine Sonderethik, die nur für Christen akzeptabel wäre oder nur von Christen gefordert werden dürfte. Vielmehr sieht sich der christliche Glaube in diesem Bereich mit allen Menschen guten Willens auf der *gemeinsamen* Suche nach dem ethisch Richtigen, das mit Hilfe von Vernunft und Erfahrung im Sinne einer Güterabwägung (teleologisch) gewonnen werden muss. Das Vaticanum II lehrt: „Durch die Treue zum Gewissen sind die Christen mit den übrigen Menschen verbunden im Suchen nach der Wahrheit und zur wahrheitsgemäßen Lösung all der vielen moralischen Probleme, die im Leben der Einzelnen wie im gesellschaftlichen Zusammenleben entstehen“ (GS 16). Der Grund für diese Universalität ethischen Bemühens und Kommunizierens liegt darin, dass ethische Entscheidungen auf der Grundlage von Vernunftargumenten gefällt werden müssen, freilich von Vernunftargumenten nicht vordergründig-zweckrationaler oder egoistischer, sondern verantwortungsvoll-philosophischer Natur. Grundlage jeder Ethik ist der Standpunkt unparteiischer Wertschätzung und Universalisierbarkeit, wie er sich im Gebot der Nächstenliebe, der Goldenen Regel oder des Kategorischen Imperativs¹ ausdrückt. Bei diesen verschiedenen Ausformulierungen des *einen* ethischen Grund-Satzes, des *einen* moralischen Stand-Punktes geht es um das Grundkriterium ethischen Han-

delns: Ethisch gut wird ein Verhalten durch die Bereitschaft, den angelegten Maßstab des Denkens, Urteilens und Handelns nicht nur für sich selbst unter den hier und jetzt herrschenden Umständen gelten zu lassen, sondern sowohl für sich selbst als auch für alle anderen unter allen relevant ähnlichen Umständen.

4. Die Ethik Jesu

An dieser Stelle könnte ein Christ die Frage stellen, ob denn nicht Jesus das ethisch Richtige definitiv offenbart habe. Die Antwort ist differenziert zu geben. Zunächst ist festzustellen, dass Jesus im Bereich des Weltethos keine ethischen Normen vertreten hat, die nicht entweder schon vor ihm als ethisch richtig erkannt worden sind (z.B. Dekalog, Gebot der Nächstenliebe, Goldene Regel) oder zu deren Einsicht Menschen prinzipiell nicht auch ohne Jesus kommen können. Mit anderen Worten: Jesus hat bezüglich des Weltethos keine prinzipiell eigene, nur für seine Anhänger gültige Ethik vertreten, sondern eine solche, zu der jeder (auch der unreligiöse) Mensch guten Willens grundsätzlich Zugang hat. Er hat den Standpunkt unparteiischer Wertschätzung (in der Gestalt des universalen Liebesgebotes) vertreten, die die Voraussetzung für jedes ethische Gutsein ist.

Die besondere Bedeutung der ethischen Botschaft Jesu liegt nicht im material-ethischen Bereich, sondern im Bereich der religiösen Metaethik, insofern er die Letztbegründung des Ethischen, nämlich das absolute Gutsein Gottes thematisiert und damit das stärkste Argument für das Tun des Guten benennt. Außerdem hat er Gottes- und Menschenliebe auf eine Stufe gestellt, also Glaubens- und Weltethos miteinander verbunden, so dass es Gottesliebe nie auf Kosten der Menschenliebe geben kann², sich vielmehr in der Menschenliebe manifestieren muss. Auch hat Jesus betont, dass Gott den Menschen bis in sein Innerstes beansprucht, d.h. sittliche

Integrität bis in sein verborgenstes Selbst (biblisch: bis in sein Herz) fordert, sich also nicht mit einer oberflächlichen „Anständigkeit“ oder gesellschaftlichen Konformität begnügt. Schließlich hat Jesus die Menschen aufgerufen, die Goldene Regel nicht minimalistisch – im Sinne einer Vermeidung des Unethischen – zu befolgen, sondern in ihrer positiven Variante: „Alles, was ihr von anderen erwartet, das tut auch ihnen!“ (Mt 7,12) – eine Aufforderung, die der Kreativität im Tun des Guten keine Grenze setzt.

5. Theologisch imprägnierte Vernunft

Wenn auch jeder Mensch kraft seiner Vernunft prinzipiell Zugang zur Erkenntnis des ethisch Richtigen hat, ist diese Erkenntnis für den an einen absolut guten, universal liebenden Gott Glaubenden wohl leichter möglich, da ihn der Wunsch, mit diesem Gott Gemeinschaft zu haben, inspiriert und motiviert. An dieser Stelle wird deutlich, was mit „autonomer Vernunftethik *in christlichem Horizont*“ gemeint ist: eine „Imprägnierung“ (wörtlich: ein Durchtränktsein) des Findungsprozesses ethischer Wahrheiten von fundamentalen Motiven und Grundzügen des christlichen Glaubens, die für diesen schlechterdings konstitutiv sind: die Welt als Schöpfung Gottes und Ort seiner Gegenwart; die einzigartige Stellung des Menschen als Bild Gottes und Träger einer umfassenden, über den innerweltlichen Erfahrungshorizont hinausgehenden Berufung; die alles infizierende Macht der Sünde; die Überwindung des Bösen in Menschwerdung, Kreuz und Auferstehung Christi; die Solidarität der Menschen in Sünde und Erlösung; schließlich die Verheißung der Vollendung von Mensch und Welt. Zu beachten ist, dass diese Glaubenswahrheiten als metaethische Vorgegebenheiten zwar die ethische Wahrheitsfindung vorprägen oder imprägnieren, aber nicht unmittelbar in die Sachargumentation über ethische Normen eingehen, sondern vom Glauben

vorgegebene Letztbegründungen und Motivationen liefern.

6. Ethisch gut und ethisch richtig

Zwischen ethisch gut und ethisch richtig muss unterschieden werden. Ein Mensch handelt ethisch gut, wenn er den moralischen Standpunkt unparteiischer Wertschätzung einnimmt und sich nach bestem Wissen und Gewissen bemüht, das ethisch Richtige zu erkennen und danach zu handeln. Mit dem ethisch Richtigen ist dabei – formal und abstrakt gesprochen – das dem dauerhaften Wohl der Menschen in Gegenwart und Zukunft Dienende³ gemeint. Unsere Erkenntnis des ethisch Richtigen ist aber begrenzt: Etwas vermeintlich als ethisch richtig Erkanntes kann sich als falsch erweisen (Gewissensirrtum). Bezüglich der ethischen Richtigkeit kann man irren, das Verlassen des Standpunkts der Moral bedeutet dagegen Schuld. Jenes muss man bedauern, dieses bereuen. Die Unterscheidung von ethisch gut/böse und ethisch richtig/falsch erlaubt eine hilfreiche Differenzierung bei der Beurteilung von Handlungen: Wer den Standpunkt der Moral einnimmt, kann eine ethisch richtige oder falsche Entscheidung treffen, was aber im negativen Fall seine ethische Integrität nicht tangiert. Umgekehrt kann ein krasser Egoist in eigennütziger Absicht durchaus ethisch richtige Taten vollbringen, was aber den Makel seiner Gesinnung nicht mindert. Bei der Suche nach dem ethisch Richtigen geht es um objektive Sachfragen, deren richtige Beantwortung nicht allein vom guten Willen, sondern auch von der Sachkompetenz, also einer nicht-ethischen Qualifikation, abhängt, während bei der Frage nach der moralischen Qualität einer Handlung allein die gute Gesinnung entscheidet.⁴

7. Mit dem Willen Gottes argumentieren?

Zwischen ethischer Argumentation und Paränese (ethische Ermahnung, Zurecht-

weisung, Appell) ist zu unterscheiden. Die ethische Argumentation zielt auf die *Klärung* ethischen Sollens, die Paränese auf die Anwendung und Umsetzung *bereits erkannten* ethischen Sollens im konkreten Leben. Im Rahmen normativer (norm-suchender) Ethik, also solange man noch nicht weiß, was das ethisch Richtige ist, kann nicht mit der Autorität Gottes argumentiert werden, das wäre eine Scheinargumentation. In der binnenchristlichen Paränese dagegen (z.B. in der Predigt) ist der Hinweis auf den Willen Gottes legitim.

8. Das Gewissen – die Stimme Gottes?

Die Bedeutung des Gewissens ist differenziert zu sehen. Einerseits gilt, dass das Gewissen als die letztverbindliche Norm für den Einzelnen anzuerkennen ist. Das ergibt sich unabdingbar daraus, dass zur Würde des Menschen die Unvertretbarkeit in der Verantwortung für sein Handeln gehört. Für an Gott glaubende Menschen kommt als Argument hinzu, dass sie in dem nach ernster Sach- und Selbstprüfung als richtig erkannten ethischen Sollen den persönlichen Ruf Gottes erkennen dürfen, dem sie auch in persönlicher Weise zu antworten haben, was nur im Gehorsam gegenüber der Meldung des Gewissens möglich ist. Das II. Vaticanum hat diese Letztverbindlichkeit des Gewissens sowohl in seiner Pastoralkonstitution (GS 16) als auch in der „Erklärung über die Gewissensfreiheit“ (DH) anerkannt.

Andererseits sind auch die Grenzen und Schwächen des Gewissens nicht zu übersehen. Sie bestehen vor allem in der Anfälligkeit für Irrtum und Selbstüberschätzung, wie sie mit dem Charakter des Gewissens als einer subjektiven Größe gegeben ist. Darum ist zu beachten, dass die Gewissensentscheidung (auch wenn sie nach objektiven Kriterien als irrig gelten muss) zwar für den Einzelnen die letzte Norm darstellt, der Mensch aber nicht in sich selbst verschlossen bleiben darf,

sondern als Prüfstein und mögliches Korrektiv der ständigen Kommunikation mit gegenläufigen ethischen Überzeugungen bedarf.

Dass der einzelne Gläubige seine ehrlich und verantwortungsbewusst erworbene ethische Überzeugung subjektiv als Anruf Gottes interpretieren darf und muss, bedeutet nicht, dass dies auch eine objektive Wahrheit im Sinne der ureigensten Stimme Gottes wäre. Gottes Stimme ist in einem objektiven Sinne niemals direkt hörbar, sondern immer nur im Modus der Vermittlung, und das heißt zugleich: in einer unvollkommenen, mit missverständlichen, einseitigen, enggeführten, fehlerhaften oder sonst wie defizitären Elementen durchsetzten Weise. Man muss sich vor einer Mystifizierung des Gewissens hüten! Es ist objektiv nichts anderes als die Summe der von einem Menschen (im günstigsten Fall aufgrund „gewissenhafter“ Prüfung) erworbenen und internalisierten, festen ethischen Überzeugungen. Die Redewendung „Mein Gewissen befiehlt mir“ ist synonym mit der Aussage „Es ist meine feste ethische Überzeugung“. Der noch junge Konzilstheologe Joseph Ratzinger hat – ohne die Kernaussage von GS 16 bestreiten zu wollen – die Formulierung, das Gewissen sei das „im Herzen von Gott eingeschriebene Gesetz“, der heilige Ort, an dem der Mensch mit Gott allein ist und seine Stimme in seinem Innersten hört, in seinem Kommentar folgendermaßen kritisiert: „Damit ist freilich das Problem vereinfacht und die erkenntnistheoretische Fragestellung ebenso übersprungen, wie die psychologischen und soziologischen Faktoren ausgeklammert sind, die aus der faktischen Gestalt des Gewissens nun einmal nicht weggedacht werden können. Wieso dann, wenn hier unmittelbar Gottes Ruf zu hören ist, das Gewissen ‚irren‘ kann, bleibt unerfindlich.“ Der spätere Papst diagnostiziert hier „eine mangelnde Verarbeitung der Einsichten moderner Philosophie und ihrer angrenzenden Wissenschaften ...“

die gerade an dieser Stelle den Eindruck vorkritischen Denkens schwer abweisbar macht" (LThK XIV², 329).

Anmerkungen:

- ¹ Der kategorische Imperativ wurde von I. Kant in verschiedenen Varianten formuliert. Universalisierungsformel: „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ Selbstzweckformel: „Handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden anderen jederzeit zugleich als Zweck niemals bloß als Mittel brauchst.“
- ² Dieser Satz ist für an Gott Glaubende auch umkehrbar: Menschenliebe darf nicht auf Kosten der Gottesliebe geschehen. Für Atheisten gilt das natürlich nicht: Der Glaube an Gott ist eine nicht-sittliche Wertprämisse, die keinen Einfluss auf die sittliche Integrität der Person hat, da ihre Annahme von vielen nicht-sittlichen Umständen abhängt. Atheismus ist im Allgemeinen keine Sünde, sondern - aus der Sicht der Glaubenden - ein Irrtum.
- ³ Diese Formulierung darf weder im Sinne eines totalitären Kollektivismus noch eines asozialen Individualismus missverstanden werden. Vielmehr ist damit gemeint, was Helmut Weber, Allgemeine Moraltheologie. Graz-Wien-Köln 1991, 154, als *das* objektive Sachkriterium der Moral im Sinne ethischer Richtigkeit versteht. Zu tun ist, „was dem personalen Wohl des Menschen entspricht und dient, was ihn als Menschen fördert, sein Menschsein entfaltet, ihn mehr und besser Mensch sein lässt. Umgekehrt ist alles, was dem Wohl der Person schadet, was die personale Entfaltung verhindert, verzögert oder vermindert, das sittlich Negative, das darum nicht zu tun, sondern zu lassen ist.“
- ⁴ Obwohl die Unterscheidung zwischen ethisch gut und ethisch richtig grundsätzlich sachgerecht und hilfreich ist, sollte man keinem sprachlichen Purismus verfallen. Nach allgemeinem Empfinden wird eine ethisch richtige Handlung meist als gut bezeichnet: Es ist eine gute Tat, einen Menschen aus einer Notlage zu befreien.

Erich Garhammer

Leben heißt schuldig werden

Zur Poesie von Ralf Rothmann

Ralf Rothmann, der Kulturpreisträger der deutschen Katholiken, hat in seinem Erzählband „Rehe am Meer“ Geschichten veröffentlicht, in denen das Wort „Schuld“ nicht explizit vorkommt. Insofern ähneln sie dem Selbstverständnis von modernen Menschen, die dieses Wort nicht mehr zu kennen scheinen. Und obwohl Ralf Rothmann das Wort nicht nennt, lassen seine Geschichten etwas aufblitzen vom Schuldigwerden der Menschen zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Die Titelgeschichte „Rehe am Meer“ ist dafür ein eindrückliches Beispiel.

Eine arbeitslose, alleinerziehende Mutter muss zu einem Vorstellungsgespräch. Ihre Tochter gibt sie bei der älteren Frau Lohan ab und macht sich auf den Weg zum vereinbarten Termin. Sie ist etwas früher da als geplant und so schaut sie länger auf ein leerstehendes, neues Haus, „ein einstöckiger weißer Kubus mit Dachterrasse, nichts besonderes“. Ein Mann aus dem Nachbarhaus beobachtet sie und bietet ihr an, ihr das Haus zu zeigen: „Muss schließlich dafür sorgen, dass ich nette Nachbarn kriege, oder?“ Die Frau zieht die Schuhe aus, geht durch Küche, Wohn-, Schlaf- und Kinderzimmer und schaut schließlich auf eine überstrichene Wand, auf der Abdrücke von Händen sichtbar sind. Der höhnische Kommentar des Nachbarn: „Was meinen Sie, was so ein Quadratmeter frischer Lehmputz kostet? Und dann drücken die – Vater, Mutter, Baby ihre Pfoten da rein! Für die Ewigkeit, wahrscheinlich. Aber die ist ja nun vorbei.“ Erst allmählich begreift der Leser, dass es sich um das Haus der Frau handelt, in dem sie bis vor kurzem mit Mann und Kind bis zu ihrer jetzt bevorste-

henden Scheidung gelebt hat. Diesem Augenblick der Wehmut, des Begreifens der Flüchtigkeit von Beziehungen setzt Ralf Rothmann ein magisches, in Eis gefrorenes Bild gegenüber: Von der Terrasse aus schaut die Frau auf das in der Ferne liegende Ufer der Ostsee, wo sich das Packeis auftürmt. Und davor ziehen, kurz zu sehen, sieben Rehe vorbei: „Die lange Reihe ihrer Hufabdrücke wurde schon wieder verweht, und nur manchmal blickte sich eines von ihnen um, und schnupperte im Schnee.“ Ist dieses Bild ein Sinnbild des Lebens? Spuren, die schnell verweht sind, winterliche Kälte, Packeis, Eisschollen? „Gott sei Dank, liegt mein Boot im Schuppen“, so bemerkt der Mann, der ihr das Haus zeigt, beiläufig. Wo liegt ihr Lebensboot? Hat sie sich falsch entschieden? Gegen Haus, Familie und Behaglichkeit, gegen geordnete Verhältnisse und für die Unbehaustheit? Nur kurz blitzt etwas von dieser getroffenen Entscheidung auf im Gespräch mit der älteren Frau Lohan: „Und? Ist denn jetzt alles überstanden?“ ‚Mehr oder weniger‘, sagte ich. ‚Es gibt noch einen Termin mit den Anwälten: Aber dann geht's vor Gericht! Sie nickte kaum merklich und fuhr sich über die Haare, ganz vorsichtig, wie es ältere Frauen tun. ‚Ach, Kindchen ... Das ist alles so traurig, oder? Aber vielleicht haben Sie ja recht. Wenn ich an meinen ollen Blubberkopp denke! Über vierzig Jahre waren wir zusammen, und manchmal wäre es wirklich einfacher gewesen, sich zu trennen. Aber dann ist es plötzlich zu spät! Sie hob eine Hand. ‚Also, nicht vergessen: Butterkuchen!‘“¹

Zwei Lebenskonzepte werden deutlich: eine durchgestandene Ehe und eine Trennung in der Ehe. Kein Urteil wird gefällt, kein moralischer Zeigefinger erhoben, nur der Geschmack von Butterkuchen zieht durch die Nase des Lesers und lässt Wehmut verspüren. Fast nichts ist passiert auf diesen vierzehn Seiten der Erzählung, und doch hat uns der Autor mitgenommen in eine Lebensgeschichte, in der etwas aufscheint vom Drama des Schuldigwerdens in Beziehungen.

Die Schuld des zu spät

In der Erzählung „Gethsemane“ geht Raul, dessen Freundin Marie in der Klinik liegt, früh am Morgen ins Prinzenbad, um den heißen Sommertag gut zu überstehen. Doch über dem unschuldigen Morgen liegt ein zunächst undefinierbarer Schatten: „... und fand sie schlafend vor Traurigkeit.“² Das Sportbecken ist geschlossen, Reinigungsarbeiten sind angesagt, der Arbeiter im grauen Overall reinigt Kachel für Kachel. Raul springt ins Becken nebenan und will mit dem Taxi rechtzeitig bei Marie sein, bei der sich am Abend zuvor Komplikationen eingestellt haben. Die Nachtschwester hat ihm noch Bescheid gegeben. Als er eintrifft, ist es zu spät: „Das Bett ist leer, und ein Mann im Overall putzt das Fenster und nickt ihm zu.“³ Die Erzählung wird von Anfang an mit der Gethsemane-Geschichte verschränkt: „Kannst Du nicht eine Stunde mit mir wachen?“ Das Gesicht seiner Freundin wird zur stummen Anklage: Sie war jünger als er, aber erfahrener in der Liebe: „Einer Liebe, deren unbeirrbare Sicherheit und Selbstverständlichkeit ihn immer verblüfft und oft beschämt hat; die fast alles hinnahm, jeden Verzicht, jede seiner Launen, seine Ungerechtigkeiten und Brutalitäten; einer Liebe, die immer weiser war als sie beide und selbst die schwersten Prüfungen überstand.“⁴

Schuldig werden in der Liebe

Im Roman „Flieh, mein Freund!“ schildert Rothmann das Erwachsenwerden eines Jungen, der unter zerrütteten Familienverhältnissen groß wird. Der Vater, Chef einer Werbeagentur „Pazakkas & Blaul“ muss Pleite anmelden und die Mutter Marianne, genannt Mary, geht ihre eigenen Wege und pflegt ihre Beziehungskisten. „Meine Eltern sind schon ein Fall für sich. Hätten die mich großgezogen, wäre ich jetzt ein Alkoholiker oder Junkie oder Skinhead – aus Trotz. Ich glaube, diese Generation ist einfach nicht dazu gemacht, Nachwuchs

zu haben. Kinder sind nämlich verdammt konservativ, die wollen klare Verhältnisse, eindeutige Zustände, einen richtig intakten Familienstaat, den sie immer mal wieder aufmischen können.“⁵ So wird Lolly, der eigentlich Louis Blaul heißt, bei den Großeltern großgezogen, die ihn auch katholisch taufen lassen. Er wird Ministrant und geht Sonntag für Sonntag in die Kirche: „In der Einöde war die katholische Kirche mit ihrem Ewigen Licht im Weihrauchduft, ihren Silberkelchen auf weißem Leinen, den üppigen Rosengestecken und atemberaubenden Priestergewändern das einzig wirklich Schöne ... Und wenn ich sonntags, nach einem rotgoldenen Hochamt voller Kerzen, Blumen und Gesang, auf meinem Bett lag und die Augen schloss, flackerte die ganze Pracht hinter meinen Lidern in hauchzarten Nachbildern weiter. Voll geil. Seitdem ist für mich das Schöne und das, naja, Göttliche ein und dasselbe.“⁶ Dieses göttlich Schöne wird dann aber vom weiblich Schönen abgelöst, was Lolly in arge Turbulenzen bringt. Er schwankt zwischen erotisch aufregenden Geliebten und seiner Freundin Vanina, die liebenswürdig und treu-fürsorglich, aber mit einem dicken Hintern ausgestattet ist. Von seiner Mutter Mary bekommt er in dieser Situation einen unerwartet eindeutigen Nachhilfeunterricht: „Man liebt so viele Dinge...und doch gibt es nur eine Liebe. Und wenn du einen Menschen magst, nur weil er schön oder stark oder klug, weil er ein Feuerwerk im Bett oder eine Kanone im Beruf ist, dann bist du davon so weit entfernt wie von einem anderen Planeten. Du magst ihn, weil er dir irgendwelche Hochgefühle oder Befriedigungen oder Sicherheiten verschafft, und das ist nichts als Eigenliebe ... und wenn du nicht stehen kannst zu deiner kleinen Dicken, wenn dir der anerkennende oder verächtliche Blick irgendeiner Dampfbake wichtiger ist als die Liebe dieser Frau, dann geh weg von ihr und kränke sie nicht dauernd mit deinen Zweifeln und Selbstzweifeln, Lolly. Dann lass dir dein Glück im Fernsehen zeigen.“⁷ Als er am nächsten Morgen noch einmal mit seiner Mutter re-

den will, ist sie längst weg, schon wieder auf ihrem extravaganten Egotrip, aber sie hinterlässt ihm im Zahnputzglas einen Zettel mit dem Satz: „Eines Tages werden wir so weise sein, dass wir wieder beten können wie die Kinder.“⁸

Intergenerationelle Schuld

Ralf Rothmann träumt immer wieder, dass er im Krieg erschossen wird, obwohl er nie in einem solchen war. Und so wurde für ihn die Geschichte seines Vaters interessant, vor allem sein Schweigen. „Das Schweigen, das tiefe Verschweigen, besonders wenn es Tote meint, ist letztlich ein Vakuum, das das Leben irgendwann von selbst mit Wahrheit füllt.“⁹

Rothmann füllt das Leben des schweigsamen Vaters mit seiner „fiktionalen Wahrheit“, indem er eine Geschichte zu diesem Vater (er)findet, die zu ihm gepasst haben könnte. Er montiert aus vielen Kriegserzählungen eine, die das Schweigen seines Vaters erklären könnte. Die Geschichte ist zugleich ein liebevolles Gedenken an seinen Vater, den er verehrt ob seines stillen Heroismus, ein klagloser Mensch, an Leib und Seele verwundet durch den Krieg, aber auch zerarbeitet durch die harte Bergmannsarbeit. „Alle Nachbarn mochten ihn, den immer Hilfsbereiten, das Wort hochanständig fiel oft, wenn von ihm die Rede war.“¹⁰

Der Vater hat keine Sprache für seine Erfahrungen und selbst wenn er sie gehabt hätte, hätte er keine Erlösung von der Schrecklichkeit dieser Erfahrungen gefunden. Er verstummt schließlich ganz, wird gehörlos, verfällt in eine Einsamkeit, die nur noch der Alkohol und die Jerry-Cotton-Hefte aufzuhellen vermögen. Der Sohn versucht es auf Umwegen: Er schenkt dem Vater bei dessen Pensionierung eine Kladde, in die er seine Erfahrungen schreiben soll. Sie bleibt fast leer – außer ein paar Ortsnamen. In den letzten Tagen vor dem Tod nimmt er immer wieder Geräusche wahr: „Hört ihr?“ Die Mutter kommentiert: „Jetzt ist er wieder im Krieg!“

Nach diesen präludierenden Sätzen beginnt die Handlung des Romans mit den beiden Hauptgestalten: Walter Urban – genannt Ata wegen seines Reinlichkeitsfimmels – und Friedrich Caroli, genannt Fiete. Beide sind auf dem „Fährhof“ bei einem Tanz- und Bierabend und werden im Februar 1945 von der berüchtigten Division „Frundsberg“ als 17-jährige noch eingezogen. An diesem Abend erzählt ein Mann von seinen Fronterlebnissen: „Kriegshandwerk ist die härteste Arbeit, die man sich vorstellen kann“. Fiete, ebenso wie Walter ein Melker und mit dem Leben der Tiere vertraut gibt zur Antwort: „Hast du schon mal einer Kuh beim Kalben geholfen? Wenn sie Koliken kriegt, weil die Gebärmutter verdreht ist? Oder das Becken ist zu eng und das Junge liegt quer und will nicht ans Licht? Das reißt dir die Gelenke raus, und dir platzen die Adern in den Augen. – Was auf die Welt bringen, das ist die härteste Arbeit. Zerstören und töten kann jeder Idiot.“¹¹

Fiete kommt schließlich an die Kriegsfrente, Walter wird Fahrer einer Versorgungseinheit. Fiete ist von der Grausamkeit des Krieges angewidert und hat immer wieder Desertionsgedanken. Er wird bei einem Fluchtversuch erwischt, eingesperrt und wartet auf seine Erschießung. Das müssen seine Kameraden erledigen, darunter auch Walter. Er bittet den Vorgesetzten um einen Straferlass, um ein Gnadenersuch für den Täter, er sei unter Alkoholeinfluss gestanden. Er hat keine Chance, der Offizier blättert gelangweilt in einer Bibel und hält fest: „Ein Soldat kann sterben, doch ein Deserteur muss sterben.“ Walter, der seinen Freund noch in dessen Kellerverlies besucht, ihm Zigaretten, Schnaps und einen wärmenden Mantel bringt, muss seinen Freund zusammen mit den anderen Kameraden erschießen. Einer bekommt eine Pistole, in der keine Kugel ist, alle anderen sind geladen. Sie müssen gleichzeitig schießen, so dass sich alle schuldig fühlen und keiner weiß, wer nicht geschossen hat. Das ist und bleibt ihr Geheimnis, das er mit nach Hause nehmen, ein Geheimnis, das Walter verstummen lässt.

Ralf Rothmann hat in dieser Gestalt von Walter Urban seinem Vater ein Denkmal gesetzt, sein Schweigen zu erklären versucht. Ein bewegender Roman des Kulturpreisträgers der deutschen Katholiken, der das Verstummen einer Kriegsgeneration zu deuten versucht und zugleich sein eigenes Trauma als intergenerationelle Schuld.

Poesie: Grundverfassung unseres Lebens

Ralf Rothmann hat seine Poetologie in der Dankrede bei der Verleihung des Max-Frisch-Preises näher erläutert. Er distanziert sich von den Großschriftstellern, die von Kongreß zu Kongreß reisen, die Diskussionsmaschinerie am Laufen halten und Verlautbarungen produzieren. Er nennt sie hart „Floskel-Designer“. Der Poet aber sollte in seinen Augen etwas anderes sein. „Denn sein Eigentliches ist die Wahrhaftigkeit oder sollte es doch sein, und die liegt letztlich in seiner Sprache, seiner Poesie, die im allumfassenden Kommunikationstaumel vielleicht nur noch von wenigen gehört werden mag, die aber doch vorhanden ist mit all ihren Möglichkeiten für jeden. Denn denken und formulieren kann man immer nur das Denkbare; in der Dichtung aber scheint auf, was sich nicht sagen lässt. Es gibt mindestens zwei Lebensbereiche: den alltäglichen und den geheimnisvollen, und da, wo sie sich überschneiden, entstehen Zeichen, entsteht Poesie; im poetischen Satz ist die Welt für einen kurzen Augenblick am rechten Fleck, und der kennt keine Dualität und damit keine Entfremdung. Darum ist Poesie die Grundverfassung, der Elementarzustand unseres Lebens, der Bereich, in dem sein Herz schlägt und nicht der flache Puls der Prinzipien.“¹²

Die Empfänglichkeit für Poesie, die Ansprechbarkeit für sie hat eine wichtige Voraussetzung: die Stille. „In der Stille offenbart sie sich am deutlichsten, die Idee der Vollkommenheit, denn unser Dichten und Denken ist letztlich immer nur Abgrenzung; sie der Stille überlassen aber heißt

Literaturdienst

Weite gewinnen, innere Freiheit. In der Stille artikuliert sich das Unausprechliche, und genau das empfindet man an solchen Orten zwischen den Zeilen und jenseits der gewöhnlichen Geräusche, zu denen ja auch die Sprache gehört. Man fühlt sich zurechtgerückt vom Geheimnis. Man wird entziffert. Wir müssen das Vollkommene wollen, sonst verblöden wir. Und auch wenn es nicht gelingen kann, wenn unsere Gedanken und Werke niemals vollkommen sein werden – unser Bemühen kann es sein. Und das ist die Rettung.“¹³

In seiner Dankrede beim Empfang des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung 2008 in Weimar nannte Rothmann die Poesie eine unserer besten Möglichkeiten; sie kann uns das Empfinden schärfen dafür, dass jede Realität nur ein Notbehelf des Wunderbaren ist, ein Provisorium der Freiheit, „deren absolute Existenz man aber höchstens zum Preis der seelischen Verkümmerng bezweifeln kann.“¹⁴

Anmerkungen:

- ¹ Ralf Rothmann, *Rehe am Meer*. Erzählungen. Frankfurt a. M. 2006, 119f.
- ² Ebd. 101.
- ³ Ebd. 112.
- ⁴ Ebd. 109f.
- ⁵ Ralf Rothmann, *Flieh, mein Freund*. Roman, Frankfurt a.M. 1998, 37.
- ⁶ Ebd. 22f.
- ⁷ Ebd. 262.
- ⁸ Ebd. 278.
- ⁹ Ralf Rothmann, *Im Frühling sterben*. Roman, Berlin 2015, 7.
- ¹⁰ Ebd. 8.
- ¹¹ Ebd. 29f.
- ¹² Ralf Rothmann, *Lob der Stille*, in: *NZZ* 30.10.2006.
- ¹³ Ebd.
- ¹⁴ Ralf Rothmann, *Kleine Knochenflöte*, in: Günther Rüter (Hg.), *Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung an Ralf Rothmann*, Sankt Augustin/Berlin 2008, 35. Der Laudator Thomas Oberender bescheinigte den Büchern Rothmanns versöhnende Wirkung, obwohl sie Tragödien gleichen. Sie sensibilisieren für herzensnahe Belange, die uns tragen und lehren die Lektion: *Leben heißt schuldig werden*. Ebd. 19–28.

Paul Hüster/Hans Hobelsberger/Andrea Hellwig (Hrsg.): *Christliche Organisationskultur prägen. Ansätze im kirchlichen Gesundheitswesen*. Freiburg i. Br. 2016 (153 Seiten). Euro 24,00, ISBN 978-3-7841-2880-1..

Die Autorinnen und Autoren der Veröffentlichung mit dem durchaus programmatischen Obertitel „Christliche Organisationskultur prägen“ haben tatsächlich etwas zu sagen.

Die eigentliche Schlüsselfrage, um die sich die einzelnen Gedankenfäden der ambitioniert verfassten Texte drehen, ist diese: Wie lässt sich überhaupt eine christliche Organisationskultur in kirchlichen Einrichtungen wenn schon nicht garantieren, so doch nachhaltig etablieren? Wer und was alles wird da gebraucht? Welche individuellen und strukturellen Gelingensbedingungen sind da unerlässlich, und welche Dinge sind darum dann auch unaufhebbar und unaufgebbar? Welches Gewicht hat da die Leitfrage nach dem Leitbild, das „ad intra“ und „ad extra“ verbindlich sichtbar werden lässt, worum es einer Einrichtung im kirchlichen Gesundheitswesen geht und wofür sie steht?

Eröffnet wird der Band gleichsam wie mit einer Ouvertüre zum Gesamt der präsentierten Positionen und Optionen durch einen Beitrag des Theologen und PR-Beraters Paul Hüster. Er leitet das Hospiz St. Vinzenz Pallotti in Oberhausen und begleitet im Institut für wertorientierte Organisations- und Kulturentwicklung (INWORK) Projekte im Bereich der Profilbildung konfessioneller Sozial- und Gesundheitsunternehmen.

Unter dem Titel „Der diakonische Sendungsauftrag: Inkulturation in der Unternehmenskultur kirchlicher Sozialunternehmen“ geht Paul Hüster der Frage nach, die ihm die entscheidende zu sein scheint, nämlich nach dem, was eigentlich die „Seele“ einer in kirchlicher Trägerschaft stehenden Einrichtung im Gesundheitswesen ist. Im Rekurs auf den Theologen Clemens Sedmak, der seinerseits an die Seelenlehre des heiligen Aurelius Augustinus anknüpft, referiert und reflektiert Paul Hüster die Grundfragen jeder „beseelten“ Unternehmensführung, die da lauten: „Woher – stammen die Gründungsimpulse der diakonischen Initiative? Wohin – steuern wir mit den aktuellen Unternehmenszielen? Warum – braucht es uns in der Trägerlandschaft? Wie – wenden wir uns den Menschen zu?“

Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass überall dort die Signatur diakonischer Einrichtungen verblasst, wo

Fragen wie „Wie viel kostet das? und ‚Wer zahlt das?‘ und ‚Woher sollen wir die Zeit nehmen?“ vorangestellt und damit – vielleicht ohne es zu wollen und zu merken – die Frage (nach) der eigenen Identität und der daraus sich speisenden Identifizierbarkeit der eigenen handlungsleitenden „mission“ hintangestellt werden. Für Paul Hüster ist es daher überhaupt keine Frage, dass jedes Management, das um seine genuine Verantwortung für die „Seele“ des geführten Unternehmens weiß, beherzigen muss, die umfassende Bearbeitung des Fragenquadrats „Woher? Wohin? Warum? Wie?“ ständig auf der To-do-Liste zu haben, da nun einmal eine sich an einem Leitbildprozess maßgeblich orientierende Profilbildung innerhalb einer kirchlichen Einrichtung ein „must have“ und eben kein „nice to have“ ist.

Es ist in erster Linie ein ganz bestimmter Satz aus der geltenden „Grundordnung des kirchlichen Dienstes im Rahmen kirchlicher Arbeitsverhältnisse“ des Verbands der Diözesen Deutschlands (VDD), der Paul Hüster Anlass und Grund genug ist, ihn näher unter die Lupe zu nehmen: „Alle in einer Einrichtung der katholischen Kirche Tätigen tragen durch ihre Arbeit ohne Rücksicht auf die arbeitsrechtliche Stellung gemeinsam dazu bei, dass die Einrichtung ihren Teil am Sendungsauftrag der Kirche erfüllen kann (Dienstgemeinschaft).“

Bei seinem Vorgehen, wirklich einmal den Gedanken durchzuspielen, was das heißen und was das nicht heißen kann, leisten ihm die Forschungsergebnisse des Mitbegründers der Organisationsentwicklung Edgar H. Schein (* 1928) wertvolle Dienste, denen er als wohl wichtigste Einsicht entnimmt, „dass sich die Kultur eines Unternehmens nur eingeschränkt ‚vergrundorden‘ lässt“, was dann zwingend einen „Paradigmenwechsel“ bedeutet, der sich dann nach Paul Hüster so darstellt: Eine starke Unternehmenskultur kann nicht als etwas verbindlich Vorgegebenes entfaltet werden, vielmehr „nur als Summe der gemeinsamen Haltungen und Grundannahmen der Mitarbeitenden“ entstehen.

Dass aus den Handlungen und Haltungen aller Akteure nach und nach „von unten“ eine starke Kultur erwachsen möge, die tatsächlich zu überzeugen vermag und nicht lediglich „dekorative Effekte“ zeitigt, wäre die entscheidende Hoffnung, die Paul Hüster erfüllt sehen möchte.

Hans Hobelsberger, Professor für Pastoraltheologie und derzeit amtierender Rektor der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen (KatHO NRW), dokumentiert in seinem „Innere Leitbilder von Akteuren im Krankenhaus in Medizin und Pflege“ betitelten Beitrag die Ergebnisse einer Befragung, die Studierende des Fachbereichs Theologie der KatHO NRW unter seiner Leitung im Auftrag der Kosmas und Damian

GmbH und der Abteilung für Qualitätsmanagement und Medizincontrolling des Katholischen Klinikums Bochum durchgeführt haben.

Ärztinnen und Ärzte sowie Pflegerinnen und Pfleger des Katholischen Klinikums Bochum wurden nach den ihren Arbeitsalltag prägenden Einstellungen, Werten und Motiven befragt, und das Ergebnis dieser Befragung ist eindeutig „ein beeindruckender Nachweis für eine hohe humane Grundorientierung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter“. Dass der Verfasser des Beitrags ausführlich O-Töne der befragten Personen in den Duktus seiner Darlegung eingepflegt hat, lässt eindrücklich und eindringlich erkennen, dass Leitbildprozesse verunglücken müssen, wenn diese „ihren Bezug zum Alltagshandeln und zur Alltagswahrnehmung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verlieren“. Vielmehr gilt es, die „alltägliche Praxis der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter als generativen Ort für christliche Leitbildprozesse zu begreifen“.

So kann sich dann eine Sicht der Dinge anbahnen, die das gelebte Humanum – die Summe dessen, was „um des Menschen willen“ tagtäglich getan wird – als „Ankerpunkt“ jeden Bemühens gewichtet, das Christianum – das „entscheidend Christliche“ – nicht daran vorbei, wohl jedoch darin zu suchen. So wäre dann unter dem Aspekt der Frage nach dem handlungsleitenden Ethos das „vere humanum“ auch das „vere Christianum“. Ein stimmiges und gültiges christliches Leitbild hat darum „zuerst eine affirmative Dimension: Es nimmt wahr und würdigt, was schon geschieht.“ Warum es zudem dann auch noch eine „mystagogische“ und eine „prophetische“ Dimension hat und warum es für Leitbildprozesse „eine im besten Sinne ‚praktische‘ Theologie“ braucht, auch das kann Hans Hobelsberger in seinem Beitrag nachvollziehbar andeuten.

Die Frage der „Implementierung von Leitbildern als Managementaufgabe am Beispiel des Katholischen Klinikums Bochum“ behandeln Dr. med. Andreas Hellwig – er hat das Medizin Controlling des Katholischen Klinikums Bochum (KKB) aufgebaut und leitet dort das Qualitäts- und Leistungsmanagement – und die Betriebswirtin Regina Glathe – ebenfalls dort tätig als Qualitätsmanagementbeauftragte und klinische Risikomanagerin. Ihr Beitrag versteht sich als „Praxisbericht“. Der detailliert ausgearbeitete Bericht gibt Rechenschaft über eine mehrjährige Organisationsentwicklung, bewegt sich darstellerisch „in der Welt der *Prozessbeschreibungen und des Qualitätsmanagements*“ (87) und erläutert exemplarisch, was alles unerlässlich ist für eine werteorientierte Leitbildkultur, die „Vision und gelebte Wirklichkeit zugleich“ ist und auch als Maßstab taugt, was der Slogan des erarbeiteten Leitbildplakats „... und daran lassen wir uns messen!“, als „eye catcher“ untrüglich insinuiert.

Unter dem Titel „Sich neu (er-)finden: der Augustinus-Kodex und die Wertekultur“ bietet der Sammelband einen weiteren „Praxisbericht“, und zwar den „einer Wertekampagne“. Autoren des Beitrags sind neben Paul Hüster Thorsten Arens – tätig als Referent für geistliche Grundlagen der Kommunikation für den Verbund der St. Augustinus-Kliniken in Neuss mit den Schwerpunkten christliche Profilbildung und Ethik – und Thomas Suermann de Nocker – promovierter Pastoraltheologe und Professor für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Strategisches Management und Nachhaltigkeit an der FOM-Hochschule für Oekonomie und Management in Düsseldorf mit Forschungsschwerpunkt im Bereich der Profilschärfung konfessioneller Sozial- und Gesundheitsunternehmen.

Sie dokumentieren und kommentieren den Verlauf einer fünfjährigen Wertekampagne der St. Augustinuskliniken, die sie selbst mitinitiiert und mitgestaltet haben. Sie verstehen ihre Darstellung „nicht als Blaupause und Kopiervorlage“, vielmehr als anregende Beschreibung eines – offensichtlich ambitionierten – Weges, wie durch die Beschäftigung mit dem gelebten geistlichen Potential der Ordensregel des heiligen Augustinus die Idee des Augustinus-Kodex als Leitbild für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eines neu gegründeten Sozialkonzerns erwachsen konnte. Dass der Weg der Aneignung eines spirituellen Erbes wie desjenigen, das der heilige Augustinus in seiner Ordensregel formuliert, nicht ohne eine gehörige Portion Anstrengung vorstättgeht, versteht sich eigentlich von selbst.

Wie sich vor Ort in Neuss vollzogen hat und dann zu den zwölf Regeln des Augustinus-Kodex führte, welche Kritik es am Vorgehen gab, was gewährleistet sein muss, dass das durchaus vorhandene und berufsethisch inspirierte und motivierte Wollen der einzelnen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht daran scheitert, dass der Widerspruch zwischen ethischen und wirtschaftlichen Optionen sich nicht einfach bzw. – was wahrscheinlicher ist – einfach nicht beheben lässt, darüber und nicht nur darüber geben die Verfasser des Beitrags den Leserinnen und Lesern kompetent Auskunft.

Zwei eher kleinere Beiträge, die sich der Thematik der „Kulturdialoge“ widmen, bilden den Schlussteil des Sammelbandes. Paul Hüster skizziert in seinem „Kulturdialoge – ein Instrument der Kulturanalyse“ betitelten Beitrag, dass der kirchliche Sendungsauftrag wesensmäßig so zu denken ist, dass er „top down“ – als Leitbild-Vorgabe seitens des Trägers – und auch „bottom-up“ – als Vollzug des Christseins im beruflichen Handeln – gilt. Erwähnens- und erwägenswert ist in diesem Rahmen sicher die Bezugnahme auf die „geschichtliche“ Vernunft, wie sie sich narrativ durch

das so genannte „Storytelling“ entfaltet. Narrativität hat ihre eigene Dignität, und die liegt darin, Erfahrungen mitteilbar und so kommunizierbar zu machen, was überall dort keinen kleinen Wert hat, wo es um Verständigung darüber geht, welcher „Logik“ die Leitfragen nach dem Leitbild gehorchen sollen und welcher nicht.

Thomas Suermann de Nocker ist es in seinem „Anforderungen an die mitarbeiterorientierte Entwicklung eines christlichen Profils am Beispiel des Instruments der Kulturdialoge“ überschriebenen Beitrag treu der Formel „Agere sequitur esse“ des Thomas von Aquin dezidiert darum zu tun, einen ganz bestimmten Sach- – besser – Sinnverhalt deutlich zu machen, und das ist dieser: Was für sich in Anspruch nehmen kann, ein gültiges und geltendes christliches Profil einer Einrichtung zu sein, verdankt sich letztlich stets dem Umstand, dass bestimmte Haltungen in Handlungen umgesetzt bzw. übersetzt werden, Handlungsethos und Haltungsethos demnach eine untrennbare Einheit bilden. Die Rolle, die das Instrument der Kulturdialoge in einem Prozess der Profilkklärung einnehmen kann, hat der Autor im Jahre 2014 in den verschiedenen Einrichtungen des Katholischen Klinikums Oberhausen (KKO) wissenschaftlich evaluieren können und die gewonnenen Ergebnisse seiner Evaluation hat er in seinem Beitrag detailliert dokumentiert und kommentiert.

Greifbar, sichtbar, spürbar – alles in allem wahrnehmbar – wird – so wäre mit Thomas Suermann de Nocker zu sagen – das christliche Profil einer Einrichtung eben nicht über tolle Leitbildplakate und Hochglanzbroschüren, vielmehr über jede Mitarbeiterin und jeden Mitarbeiter, von der und dem gesagt wird, „eine gute Seele des Hauses“ zu sein. Und keine Frage ist, dass es von solchen „guten Seelen“ in kirchlichen Einrichtungen überhaupt nicht genug geben kann. Denn jenseits aller guten vorzeigbaren Bilanzen in wirtschaftlichem Sinne sind sie deren eigentlicher Reichtum. Und das ist wahrlich gut so.

Bernhard Sill

Siegfried Karl (Hrsg.)/Hans-Georg Burger (Hrsg.): Religion(en) im 21. Jahrhundert. Zwischen Tradition und Zukunft. Gießen 2016, 234 S., ISBN 978-3837925920.

Was die Zukunft der christlichen Religion angeht, hört man in kirchlichen Kreisen ziemlich oft ein trotziges Selbstmitleid: dass der christliche Glaube eh verdunste und man doch nur noch auf die „überzeugt“ Glaubenden setzen könne. Und so setzt die Kirche in weiten Teilen auf ein „mehr vom Selben“,

d.h. mehr religiöse Bildung, mehr Katechese und mehr Verkündigung, neuerdings methodisch ergänzt durch „Bibel teilen.“ Wer wirklich mehr möchte, als dieses Kreisen um den eigenen Kirchturm, der sollte Bücher wie das vorliegende lesen.

Entstanden ist die Aufsatzsammlung aus einem KHG-Symposium der Universität Gießen im Jahr 2015, in dem Jahr, in dem die Flüchtlingskrise ihren Höhepunkt erreichen sollte. Die Frage des Symposiums nach den Religionen im 21. Jahrhundert geht dabei weit über das hinaus, was gemeinhin immer im Zusammenhang mit der Pluralität der Gesellschaft gefordert wird, nämlich dass man Geflüchtete integrieren und Migrant(inn)en auf den „Verfassungspatriotismus“ verpflichten müsse.

Einige Beiträge stellen zum einen die Frage nach dem Zustand der christlichen Religion, um die es in ihrer hergebrachten Form nicht besonders gut zu stehen scheint (z.B. *Thomas Petersens* Beitrag „Religiöse Bindungen in der Gesellschaft“). Zwar bezeichne sich immer noch eine Mehrheit der Bundesbürger als religiös, aber einer Kirche oder Pfarrgemeinde fühlten sich viele nicht mehr zugehörig. Wie könne in dieser Lage die christliche eine Leitkultur sein?

Auf der anderen Seite wird die virulente Frage behandelt, ob „der Islam“ zu unserem pluralen Gemeinwesen passt. Er habe schließlich, so eine gängige These, die Aufklärung nie erlebt und sei deshalb in der Vormoderne steckengeblieben. Damit setzt sich z.B. der hervorragende Aufsatz von *Dirk Ansorge* „Christentum – Islam – Aufklärung: ein vielschichtiges Verhältnis“ auseinander und zeichnet ein spannendes und vielschichtiges Bild der theologischen Tradition des Islams.

Über eine Zukunftsprognose von einigen Religionssoziologen gibt es heutzutage Einigkeit: Vom Verschwinden der Religionen spricht heute niemand mehr. Die interessante Frage aber ist: Wie sind Religionen da? Und: Wie wollen sie sich untereinander und zueinander in Zukunft verhalten?

Für das Christentum kann gesagt werden, dass es selbst nicht so bleiben kann, wie es ist, wenn es in der Pluralität der Sinnangebote bestehen will. Es hat kein Monopol in Sachen Religiosität und es muss noch stärker als bisher dialogisch werden – vor allem mit der Lebenswirklichkeit der Menschen, die die Leitkultur einer Gesellschaft ist.

Der Islam steht, um in der Pluralität dieser Gesellschaft bestehen zu können, vor der Herausforderung, stärker als bisher Anschluss zu finden an seine eigene Tradition der „Ambiguitätstoleranz“, d.h. einer Toleranz der Mehrdeutigkeit der heiligen Texte, die auch impliziert, dass es in der Geschichte des Islams durchaus eine Phase der „Aufklärung“ im 9.-11. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung gegeben hat, in der ratio-

nalistische Erklärungsversuche des Korans unternommen wurden, also an die Vernunft anschlussfähige Interpretationen.

Seit wir aber spätestens in der Spätmoderne wissen, dass mit der Ratio nicht das gesamte Wesen des Menschen erfasst werden kann, ist die Frage nach der Bedeutung des Religiösen und der Religion durchaus wieder relevant. Dies mögen Atheisten und Agnostiker nicht gern hören, aber auch sie sind herausgefordert, die Pluralität menschlicher Suchbewegungen zu akzeptieren.

Der Staat hingegen, dies betont der ehemalige Bundestagspräsident *Wolfgang Thierse* in seinem Beitrag, ist zwar zur religiösen Neutralität verpflichtet, erkennt aber den Wert und den Einfluss der Religionen an, weil sie die sinnhaften Voraussetzungen für ein Gemeinwesen begründen können, die der Staat aus sich heraus nicht garantieren könne.

Auch wenn die *Conclusio* des Sammelbandes nicht besonders neu klingen, so ist sie doch wahr: Toleranz und Dialog, kluge Nähe- und Distanzwahrung von Kirche/Religion und Staat sind die Voraussetzungen für ein friedliches Gemeinwesen mit Religionen und religiösen Gemeinschaften, die wiederum den Staat als übergeordnetes Ordnungssystem einer Gesellschaft akzeptieren und unterstützen.

Am Ende dieses vielfältigen und reichhaltigen Buches bleibt allerdings die sorgenvolle Frage vom Anfang erhalten: wie nämlich die christliche Religion im Speziellen den Herausforderungen von Ambiguität in ihren internen theologischen und gesellschaftlichen Debatten gerecht werden kann und wie sie aus der Falle der Selbstbespiegelung und des Selbstmitleids herausfinden kann.

Vielleicht liegt die Antwort in der Nähe der These von *Michael Hochschild* in seinem Aufsatz „Eindeutig mehrdeutig – Religion in Bewegung“. Er erahnt zumindest das Christentum in Zukunft als eine Art „Epireligion“, die nicht als „Große“ Erzählung auftritt, sondern „als ‚Kleine‘ Erzählung, die aus und für die jeweiligen Kontexte konkrete, narrative Verbindungen schafft. (...) Das heißt: es kommen aus den jeweiligen Kontexten eigene, zusätzliche Faktoren ins Spiel, die von außen auf Religion Einfluss nehmen und sie im Innern im Sinne des Kontextes verändern (63)“.

Die Akzeptanz von Ambiguität und das Einüben in eine entsprechende Diskurskultur kann Religionen zu Epireligionen machen. Aber wie die derzeitige Kirche die Angst vor solch epochalen Veränderungen ihrer zugrundeliegenden Theologien überwinden kann, darauf gibt das Buch leider keine Antwort. Aber ein Symposium ist ja keine Therapie, sondern bestenfalls Anamnese. Dieser beste Fall ist dem Sammelband allerdings in hervorragender Weise gelungen.

Andreas Heck

Menschenwandel

*ER, dem eignet Ewigkeit,
begibt sich in die Zeitlichkeit,
nimmt an des Menschen Leiblichkeit,
verzichtet ganz auf Herrlichkeit
und wählt als Stallkind die Erbärmlichkeit.*

*Im Teilen unserer Wirklichkeit,
im Wirken SEINER Wirksamkeit
hält aus ER alle Ungerechtigkeit,
weicht auch nicht aus der Sterblichkeit
und endet kreuzweis' in der Endlichkeit.*

*Hier wandelt Endlich- ER in Ewigkeit,
Vorläufig- in Unendlichkeit,
Grausam- in Gerechtigkeit,
Erbärmlich- gar in Herrlichkeit.
Ein Strahl von dieser Unvorstellbarkeit
sucht Bahn sich auch
in dieser Weihnacht Festlichkeit.*

Gunther Fleischer

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E